

„Gewalt gegen Fremde“

Eine soziologische Untersuchung am Beispiel ostdeutscher Jugendlicher

**Magisterarbeit im Fach Soziologie
Universität Konstanz
Sozialwissenschaftliche Fakultät
Fachgruppe Soziologie**

vorgelegt von:
Michael Wittenberg

1. Gutachter: Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner
2. Gutachter: Prof. Dr. Erhard-Roy Wiehn

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung	4
2. Problem und Zielsetzung	5
3. Vorgehensweise.....	8
4. Jugend - Erklärungsversuche über einen Lebensabschnitt	13
4.1. Einleitung und Rückblick	13
4.2. Zum soziologischen Diskurs	14
4.3. Jugend - Analyse einer Lebensphase im Untersuchungskontext	17
4.3.1. Jugend im Generationenzusammenhang	17
4.3.2. Jugend als psychosoziales Moratorium.....	19
4.3.3. Zur Gesellschaftlichen Ausbildung von persönlicher Identität.....	22
5. Jugendliche in Ostdeutschland.....	30
5.1. Zum soziostrukturellen Hintergrund jugendlicher Alltagswelten in Ostdeutschland ...	30
5.1.1. Nischen und Milieus - Zum Wandel der Sozialstruktur	31
5.1.2. Zur mentalen Lage - Werte und Orientierungen in Ostdeutschland	33
5.2. Zwischen Pflicht und Genuß - Jugendliche Lebensorientierungen (nicht nur) in Ostdeutschland	44
5.2.1. Die arbeits- bzw. berufsorientierte Orientierung	45
5.2.2. Die „genußethische“ Orientierung	47
5.2.3. Zur Relevanz des Abenteuers in jugendlichen Lebenswelten	52
5.2.4. Gewalt als Erlebnisangebot ?	54
5.3. Zwischenbetrachtung.....	59
6. Die Eigenen und die Fremden - Zur Wechselwirkung einer soziologischen Beziehung	62
6.1. Der Gast der bleibt - Die Simmel'sche Perspektive -	64
6.2. Die Perspektive des Fremden	66
6.3. Der Fremde als soziales Konstrukt.....	70
Exkurs: Dem deutschen Volke - Über Kontinuitäten einer verspäteten Nation -	74

6.4. Die Eigenen und die Fremden - Zur Situation in den neuen Ländern.....	79
6.4.1. Fremde im eigenen Land ? - Zur Konstruktion "ostdeutscher Identität"	79
6.4.2. "Eigene" Fremde.....	85
6.4.2.1. Zur Konstruktion des „Wessi“	85
6.4.2.2. Zum Umgang mit den "Eigenen" Fremden in historischer Perspektive	88
6.4.3. "Andere" Fremde.....	89
6.4.3.1. „Internationale Solidarität“ vs. „Fidschis“ und „Briketts“	91
6.4.3.2. „Freunde“ vs. „Russen“	95
6.4.3.3. „Imperialistische Zionisten“ - Zur Situation der Juden in der DDR.....	98
6.4.4. Eine Topologie des Fremden in den neuen Bundesländern.....	102
6.5. Schlußfolgerungen.....	104
7. Gewalt gegen Fremde durch ostdeutsche Jugendliche	105
7.1. Verhältnisdimensionen zu Fremden.....	105
7.2. Erklärungen für Gewalt gegen Fremde in den neuen Bundesländern.....	109
7.2.1. Gewalt gegen Fremde - Eine Folge des Individualisierungsaufpralls?.....	110
7.2.2. Persönlichkeitsanalytische und darauf aufbauende Erklärungsansätze	114
7.2.3. Soziale Identität und das Phänomen des „Poor White Racism“	118
7.2.4. Gewalt gegen Fremde als Gruppenprozeß	122
7.2.5. Gewalt gegen Fremde als „policy making“?.....	129
7.2.6. Zum subkulturellen Kontext.....	132
8. Zusammenfassung und Erkenntnisgewinn	135
9. Diskussion und Ausblick.....	138
Literaturverzeichnis:.....	142

1. Einleitung

Die Schlagzeilen, die über rechte bzw. fremdenfeindliche Gewalt in den neuen Bundesländern berichten, sind merklich zurückgegangen, und entsprechende Thematiken haben auch für die bundesrepublikanische Öffentlichkeit an Brisanz verloren. Die Ursachen hierfür sind zum einen in einer veränderten Meldepolitik zu sehen, zum anderen in einem gewissen Gewöhnungseffekt. Man hat sich mittlerweile damit abgefunden, daß es immer ein paar "ewig" Gestrige gibt, und außerdem ist der Osten sowieso irgendwie anders.

Es ist scheinbar Ruhe in den innenpolitischen Alltag eingezogen, von sporadischen Schlagzeilen abgesehen, die aber heute keinen mehr wirklich aufregen und morgen wahrscheinlich gar nicht mehr als informationswürdig betrachtet werden, vor allem wenn man sich zunehmend auf den Weg einer „normalen“ Nation (?) begeben will.

Bei einem genaueren Blick wird jedoch schnell deutlich, fremdenfeindliche Gewalt gehört weiterhin zum Alltag in den neuen Bundesländern. Man weiß dort mittlerweile allgemein, welche Orte man um welche Zeit besser meiden und nicht aufsuchen sollte, vor allem, wenn man irgendwie anders ist. Pech für den, der die Zeichen und Symbole nicht deuten kann.

Waren die fremdenfeindlichen Exzesse in den Jahren 1992 und 1993 mit ihren bekannten Höhepunkten Mölln, Solingen, Hoyerswerda oder Rostock, wenngleich ursächlich unterschiedlich, noch gesamtdeutsche Phänomene, zeichnet sich doch seitdem für beide Landesteile eine sehr differenzierte Entwicklung ab. Im Westen ist Gewalt gegen Fremde völlig out, von einem Trend des „rechts seins“, wie er für viele Jugendliche in den neuen Ländern registriert wird, kann hier keine Rede sein.

Die natürlich nicht plötzlich verschwundenen Ressentiments bei westdeutschen Jugendlichen verbleiben eher unter der gesellschaftlichen Oberfläche und äußern sich meist in subtileren Formen und weniger in manifesten Gewaltakten gegen Fremde. Seidel-Pielen (1997) stellt sich nun die Frage, ob die bis dato verantwortlich gemachten Ursachen für fremdenfeindliche Gewalt wie Arbeitslosigkeit, zerrüttete Familienverhältnisse oder

schlechte Freizeitmöglichkeiten („fehlende Tischtennisplatten“) in den alten Bundesländern plötzlich wegfielen, in den neuen Ländern jedoch bestehen blieben und welchen Einfluß in diesem Zusammenhang der „Sonderweg Ost“ hat. (Seidel-Pielen, 63) Wirken hier Mechanismen aus der untergegangenen sozialistischen Gesellschaft fort, ist der Osten autoritärer, gewaltaffiner als der Westen, und sind die fremdenfeindlichen Jugendlichen nur der verlängerte Arm dieser Tendenzen?.

2. Problem und Zielsetzung

In der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit herrscht schon seit dem Beitritt der neuen Bundesländer ein allgemeiner Konsens über die höhere Gewaltaffinität der Jugendlichen in den neuen Ländern gegenüber Ausländern, Asylanten und den verschiedenen eigenen „Peripheren“ (Obdachlose, Homosexuelle). Diese Intoleranz äußert sich nun aber scheinbar diffuser, so daß verschiedentlich westdeutsche ‘Landsleute’ zu Opfern jugendlicher Gewalt wurden. Es stellt sich deshalb die Frage, wie das Phänomen, daß auch westdeutsche Schulklassen seit 1991 bei ihren Besuchen in den neuen Bundesländern immer wieder Ressentiments oft in gewalttätiger Form zu spüren bekamen, in diesen Kontext einzuordnen ist. Es paßt irgendwie nicht in die gängigen Erklärungsmuster von Fremdenfeindlichkeit, wenn deutsche Brüder und Schwestern zu Opfern der ‘eigenen Landsleute’ werden. Die bis dahin üblichen Erklärungsversuche, aggressive Handlungen gegen Fremde mit einem höheren Potential an Rechtsradikalismus, Rassismus oder Ausländerfeindlichkeit unter ostdeutschen Jugendlichen zu erklären, greifen in diesen Fällen nicht mehr und verweisen auf deren begrenzten Deutungsgehalt. Aus diesem Grund ist der Terminus des „Fremden“ insofern aussagekräftiger, weil er die an sich völlig heterogenen Gruppen zusammenfaßt.

Die Magisterarbeit will daher im folgenden die spezifischen Interdependenzen des Phänomens „Gewalt gegen Fremde unter Jugendlichen in den neuen Bundesländern“ aufzeigen. Fixpunkt der Arbeit ist die Annahme, daß es zwar keine monokausalen Erklärungen gibt, aber grundsätzlich davon ausgegangen werden muß, daß die Determinan-

ten fremdenfeindlicher Gewalt in Ostdeutschland anders gelagert sind als in Westdeutschland.

Es ist deshalb anzunehmen, daß bei den Jugendlichen spezifisch ostdeutsche Mentalitäten weiterleben, die in Verbindung mit den alltäglichen Erfahrungen in einem Wechselwirkungsverhältnis stehen und von den Heranwachsenden individuell verarbeitet werden müssen. Die mentalen und sozialpsychologischen Hinterlassenschaften der DDR spielen in diesem Zusammenhang eine nicht zu unterschätzende Rolle und müssen deshalb in wichtigen Kennzeichen transparent gemacht werden. Nur so ist es möglich auf die besondere Lage der Jugendlichen in den neuen Bundesländern aufmerksam zu machen und daraus wichtige Bedingungsfaktoren abzuleiten.

Wenngleich die ostdeutschen Jugendlichen in einem besonderen Situationszusammhang stehen, so ist er doch letztlich eingebettet in die Determinanten und Wirklichkeiten moderner Gesellschaften. Deshalb ist die Darstellung nicht von den allgemeinen Kriterien zu trennen, die generell für Jugendphasen in westlichen Gesellschaften typisch sind und wie sich zeigen wird, ist hier ebenfalls ein wichtiges Einflußpotential verortet.

In Umsetzung dieses Vorhabens ist zum einen die Lebensphase Jugend allgemein in modernen Gesellschaften und in den neuen Bundesländern im besonderen aufzuzeigen, denn meines Erachtens kann das Problem xenophober Gewalt nicht von der generell festgestellten Affinität für Gewalt bei Jugendlichen getrennt werden. Verschiedene Untersuchungen machen auch darauf aufmerksam, daß die Jugendlichen nicht auffällig fremdenfeindlicher sind als andere Alterskohorten in den neuen Bundesländern (vgl. Heß, 77). Das Phänomen der fremdenfeindlichen Gewalt ist nun aber hauptsächlich in den jüngeren Generationen verortet. Es müssen also besondere Bedingungsfaktoren vorhanden sein, die die allgemein vorhandene Fremdenfeindlichkeit auffällig signifikant bei Jugendlichen in Gewalt gegen Fremde umschlagen lassen. Diese Bedingungsfaktoren beinhalten sowohl historische und als auch aktuelle Komponenten, vor allem bei den jüngeren Jugendlichen, denn *„wer heute in Ostdeutschland 14, 15 Jahre alt ist, hat kaum politisch bewußte Wahrnehmungen der DDR-Realität und der Wende. Deshalb sollte man das Verhalten dieser Jugendlichen primär vor dem Hintergrund heutiger soziokultureller Umfeldbedingungen analysieren, was natürlich nicht bedeuten kann, die DDR-Vergangenheit auszublenden. Die Sozialisation in der DDR und die Wende prägten vor allem die Eltern-Generation und das soziale Klima in den Herkunftsfami-*

lien der Jugendlichen. Es sind dies eher indirekte Einflüsse, die von den Jugendlichen wahrgenommen wurden“ (Markus 1994, 163). Deshalb müssen in der Untersuchung die Prozesse der Sozialisation notwendigerweise transparent gemacht werden, bilden sie doch die Grundlagen der Weltinterpretation der Jugendlichen (auch der kommenden Generationen) in den neuen Ländern.

In diesem Kontext stellt sich dann auch die Frage, wie der Fremde in den neuen Ländern definiert wird, auf welche Traditionen (Verhältnis von Einheimischen und Fremden in historischer als auch aktueller Perspektive), Typisierungen und Ressentiments diesbezüglich zurückgegriffen wird und welche Rolle in diesem Zusammenhang dem Phänomen der “ostdeutschen Identität” und eines spezifisch ostdeutschen Kollektivbewußtseins in den Einstellungsmustern der Jugendlichen zukommt.

Es soll in diesem Zusammenhang dann auch geklärt werden, inwieweit die sozialistische Nischengesellschaft einen spezifisch fremdenfeindlichen Habitus als folgenreiches und resistentes Ergebnis generiert hat oder ob derartige Einstellungsmuster vielmehr als Reaktion spezifischer Milieus auf die Auswirkungen des Transformationsprozesses zu bewerten sind, die in ihrer Schließung mittels Konformität und Rigidität als Überlebensstrategie in der neuen Gesellschaft auch auf die tradierten Konstruktionen von Eigenen und Fremden zurückgreifen und dadurch ihren spezifischen Umgang mit Fremden leiten lassen.

Unter Voraussetzung der Erkenntnisse kann dann gezeigt werden, daß die fremdenfeindliche Gewalt unter ostdeutschen Jugendlichen ein Resultat vielfältiger Wechselwirkungsprozesse ist, deren dominante Bedingungsfaktoren (historisch tradiert, aktuell sozialstrukturell und soziokulturell) überlagert werden von der Problematik der Lebensphase Jugend in heutigen Gesellschaften.

3. Vorgehensweise

Diese zwei Ebenen, die Situationsanalyse der Jugendlichen in den neuen Ländern sowie die gesellschaftliche Konstruktion des Fremden in Ostdeutschland, stellen den konstruktiven Rahmen, die beiden Grundpfeiler dieser Untersuchung dar.

Ausgehend von der geschilderten Zielstellung soll die Spezifik und ursächliche Heterogenität fremdenfeindlicher Gewaltpotentiale von ostdeutschen Jugendlichen anhand vorhandener relevanter soziologischer aber auch interdisziplinärer Beiträge herausgearbeitet und in einer soziologischen Perspektive komprimiert werden.

Obwohl seit der Eskalation fremdenfeindlicher Gewalt eine wahre Flut von spezifisch soziologisch als auch interdisziplinär inspirierten Erklärungsansätzen dieses Phänomen ursächlich erklären wollte, blieben die Ergebnisse immer in ihren eingegrenzten Theoriegebäuden verortet. Anfängliche Argumente, wie hohe Arbeitslosigkeit, erwiesen sich bei näherer Betrachtung der Täterherkunft als wenig plausibel, andere wiederum verwiesen auf die autoritäre Sozialisation in einem totalitären Staat. Letztere Denkrichtung wurde fortentwickelt und lebt heute in Vorstellungen über ein in der sozialistischen Nischengesellschaft generiertes Habitusmodell fort, daß sich durch strikte Schließung nach außen und der Orientierung an Schwarz/Weiß-Denkmustern auszeichnet. Andererseits existieren Deutungsversuche zur fremdenfeindlichen Gewalt, die aber letztlich Fremdenfeindlichkeit mit fremdenfeindlicher Gewalt gleichsetzen. Meines Erachtens kann jedoch die in gewissen Bevölkerungskreisen existente Fremdenfeindlichkeit nicht mit dem Phänomen der Gewalt gegen Fremde gleichgesetzt werden. Genau deshalb ist hier die Jugendphase einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Die Magisterarbeit ist deshalb in drei unterschiedliche, aufeinander aufbauende Kapitel strukturiert.

Im *ersten Teil* sollen wichtige Kennzeichen des Lebensabschnitts Jugend anhand relevanter soziologischer Theorien herausgearbeitet werden, um den Begriff der Jugend für den Untersuchungsgegenstand faßbar zu machen. Zu diesem Zweck werden nach einem notwendigen historischen Rückblick (Kapitel 4.1.) moderne soziologische Konzepte

zur Jugend in ihren Erklärungsgehalt kurz skizziert (Kapitel 4.2.). Hierbei ist noch anzufügen, daß ich auf eine detaillierte Schilderung von Jugendphasen in der DDR verzichte. Da diese für den Untersuchungskontext nicht relevant sind, soll hier doch die aktuelle Situation der Jugendlichen in den neuen Bundesländern im Vordergrund stehen.

Aufbauend auf der begrifflichen Fassung der Jugendphase (Kapitel 4.3.) sollen anhand der ausführlichen Darstellung des gesellschaftlichen Sozialisationsprozesses die spezifischen Aspekte der Jugendphase, als Periode der Ausbildung einer funktionsfähigen persönlichen Identität in heutigen Gesellschaften, in die Untersuchung einfließen (Kapitel 4.3.3.).

Unter Voraussetzung dieses Verständnisses ist anschließend mittels einschlägiger empirischer Arbeiten und sozialwissenschaftlicher Analysen der gesellschaftlichen Transformation, die Situation der Jugendlichen unter besonderer Berücksichtigung des Sozialisationsprozesses in den neuen Ländern aufzuzeigen. Nach einer notwendigen Darstellung der soziostrukturellen Veränderungen (Kapitel 5.1.1.) sind vor allem die spezifischen Wertvorstellungen und -orientierungen in den neuen Bundesländern zu hinterfragen, wobei unter Berücksichtigung des Untersuchungskontextes die Jugendlichen im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen (Kapitel 5.1.2.).

Aufbauend auf diesen Darstellungen sind dann die zwei grundlegenden Lebensorientierungen Jugendlicher in modernen Gesellschaften auf die Situation in den neuen Bundesländern anzuwenden. Die Annahme der Wirkkraft entsprechender Denkmodelle auch für die neuen Bundesländer basiert auf der vorangegangenen Darstellung, der sich vollziehenden Transformationsprozesse von einer eher traditionellen Arbeitsgesellschaft zu einer modernen Dienstleistungsgesellschaft. Die beiden idealtypisch gedachten Polaritäten (puritanisch orientiertes Berufs- bzw. Arbeitsethos und Genußethos) jugendlicher Lebensorientierungen sollen anhand aktueller empirischer Studien (Friedrich/Förster 1997) in ihren individuell wahrgenommenen Verwirklichungsmöglichkeiten hinterfragt werden (Kapitel 5.2.1. und 5.2.2.).

Unter Voraussetzung der möglichen Erkenntnisse soll der erste Teil mit der Feststellung abschließen, aufgrund welcher Kriterien eine höhere Gewaltakzeptanz unter Jugendlichen in den neuen Bundesländern eventuell festgemacht werden kann, d.h. inwieweit sie generell gewaltaffiner sind (Kapitel 5.2.4.).

Da die Arbeit die Analyse fremdenfeindlicher Gewalt zum Ziel hat, muß die Wahl des Terminus „Fremde“ für den Untersuchungskontext geklärt werden. Durch die Wahl des Terminus „Fremde“ und nicht „Ausländer“, „Westdeutsche“ oder „Juden“, „Obdachlose“, „Behinderte“ usw. soll vor allem der Tatsache Rechnung getragen, daß diese scheinbar völlig heterogenen Bevölkerungsgruppen, als gesellschaftlich definierte „außenstehende“ Personenkreise, als marginalisiert wahrgenommen werden und folglich jederzeit Opfer von Gewalt werden können. Deshalb kulminieren alle genannten Gruppen auch aus der Sicht des potentiellen Gewalttäters zu „Fremden“.

Des weiteren ist bei den gewalttätigen Jugendlichen generell eine explizit und als ursächlich für fremdenfeindliche Gewalt begriffene rechtsradikale Ausrichtung nur selten feststellbar, und auch die Gewaltakte gegen westdeutsche Schulklassen lassen sich wohl kaum mit dem üblichen Verständnis von rechtsradikaler oder auch ausländerfeindlicher Gewalt erklären. Deshalb sind auch die Aspekte und der Status des Fremden in den neuen Bundesländern sowohl in historischer als auch in aktueller Perspektive nachzuzeichnen, wobei das vermutete ostdeutsche *Wir*-Bewußtsein (ostdeutsche Partikularidentität) besonders im Zentrum des Interesses steht.

Der *zweite Teil* untersucht daher zunächst mittels klassischer soziologischer (Kapitel 6.1. und 6.2.) aber auch aktueller Arbeiten den gesellschaftlichen Konstruktionsprozeß des Fremden (Kapitel 6.3.). Diese Vorgehensweise ist deshalb erforderlich, weil die entsprechenden Darstellungen zum einen die Dynamik von Ein- und Ausgrenzungsprozessen (Inklusion bzw. Exklusion) transparenter werden lassen, zum anderen weil sie Voraussetzung ist für die anschließende Darstellung der besonderen Situation in den neuen Bundesländern, sowohl in historischer als auch in aktueller Perspektive.

Vorbereitend für die nachfolgenden Kapitel wird in einem Exkurs der ursprünglichen Genese und unterschiedlichen Rezeption des Nationenverständnisses in beiden Landes- teilen nachgegangen (Exkurs). Hier können eventuell Kontinuitäten aufgezeigt werden, die das besondere Verständnis des Nationenbegriffes in der Bundesrepublik und in den neuen Ländern bis heute prägen.

Aufbauend auf diesen grundlegenden Kenntnissen sollen dann anhand aktueller sozialwissenschaftlicher Publikationen die Relevanzen der „ostdeutschen Identität“ und da-

mit einhergehenden Prozesse der Ein- und Ausgrenzung (Inklusion bzw. Exklusion) transparent gemacht werden (Kapitel 6.4.1.). In diesem Zusammenhang sind die spezifischen Kennzeichen der "ostdeutschen Identität" idealtypisch darzustellen.

Die Skizzierung der Wechselwirkungsprozesse, die die spezifische "ostdeutsche Identität" und damit eine entsprechende Teilgesellschaft entstehen ließen, implizieren die Beschreibung des Gegenübers, der Westdeutschen. Mit einer stereotypischen Gegenüberstellung von Ostdeutschen und Westdeutschen soll die Konstruktion dieser neuen Randgruppe transparent gemacht werden (Kapitel 6.4.2.1.) Randgruppen setzen sich jedoch bekanntermaßen nicht nur aus "Eigenen" Fremden zusammen, sondern rekrutieren sich auch aus den verschiedenen Gruppen der "Anderen" Fremden.

Anhand drei ausgewählter Beispiele sind dann die besonderen Bedingungen des Verhältnisses von Einheimischen und "Anderen" Fremden zu beschreiben und die bis heute nachwirkende Relevanz dieser Relationen zu verdeutlichen (Kapitel 6.4.3.).

Diese historisch-soziologische Perspektive einzunehmen, ist deshalb notwendig, weil sie den Umgang und die Erfahrungen mit Fremden in der DDR und fortgesetzt in den neuen Bundesländern verdeutlichen kann. Tradierte Einstellungen und aktuelle Erfahrungen werden in den Prozessen der Sozialisation an die Jugendlichen weitergegeben und generieren analog spezifische Verhältnisdimensionen zu den diversen Gruppen von Fremden. Diese verschiedenen Verhältnisdimensionen zum Fremden sollen abschließend beschrieben werden, wobei die gesellschaftliche *Dehumanisierung* des Fremden eine hinreichende, aber keine notwendige Voraussetzung für den Einsatz von Gewalt gegen Fremde ist (Kapitel 6.4.4. und 6.5.).

Im *dritten Abschnitt* sollen die aussagekräftigsten Deutungsversuche unter Rückbezug auf die bisherigen Kenntnisse und unter Zuhilfenahme, der von Willems u.a. erstellten Täterprofile jugendlicher Gewalt in ihrem Erklärungsgehalt diskutiert werden.

Zu diesem Zweck sind zunächst die Desintegrations- und Deprivationsmodelle mit den bisherigen Erkenntnissen zu verbinden (Kapitel 7.2.1.). Dabei soll herausgestellt werden, inwieweit der Transformationsprozeß beim Gros der Bürger und dementsprechend auch bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern spezifische Erfahrungen generierte, die sich verallgemeinernd mit den Schlagworten der Vereinzelung und Entsolida-

risierung aufgrund der Auflösung traditioneller sozialer Beziehungen und den Gefühlen kollektiver Verunsicherung beschreiben lassen.

Auf der Annahme aufbauend, daß diese beschriebenen Dynamiken der Modernisierung, milieuspezifisch verarbeitet werden, sind im Anschluß persönlichkeitsanalytische und darauf rekurrierende Ansätze in ihrem diesbezüglichen Erklärungsgehalt zu hinterfragen (Kapitel 7.2.2.) Derartige Erklärungsversuche gehen davon aus, daß die sozialistische Nischengesellschaft spezifische Einstellungsmuster bei einem Großteil der Bevölkerung in den neuen Ländern ausbildete, die die Abgrenzung nach außen und vereinfachende (schwarz/weiß) und auf Bewahrung des Bestehenden gründende Vostellungswelten besonders beförderte.

In Ergänzung dieser Denkmodelle sollen derartige Deutungen in einer sozialpsychologischen Perspektive hinterfragt werden. (Kapitel 7.2.3.) Dadurch kann eventuell herausgestellt werden, aufgrund welcher Mechanismen bestimmte Bevölkerungsschichten sich vergleichsweise stärker über ethnische Identitäten (deutsch bzw. ostdeutsch) definieren, um sich positiv von anderen „fremden“ Ethnien abzugrenzen.

Nachdem eventuell eine milieuhängige Affinität für fremdenfeindliche Einstellungsmuster festgestellt wurde, sollen anschließend die bisher meist vernachlässigten Tatsachen problematisiert werden, warum zum einen hauptsächlich die jüngeren Generationen aus den als stärker fremdenfeindlich eingestuften Bevölkerungsschichten, die in den Prozessen der Sozialisation internalisierten Weltbilder gewalttätig ausleben, zum anderen warum ein bestimmter Teil der Jugendlichen gewalttätig gegen Fremde ist, ohne unbedingt explizit fremdenfeindliche Einstellungsmuster zu besitzen. Diese Fragen sind nur mit dem unmittelbaren Zusammenhang gruppensdynamischer Prozesse zu beantworten (Kapitel 7.2.4.). Anschließend sind auch der instrumentelle Charakter der Gewalt gegen Fremde (policy making) und die besondere Relevanz des subkulturellen Kontextes für den Untersuchungsgegenstand zu hinterfragen (Kapitel 7.2.5. und 7.2.6.).

Zum Schluß sollen dann die verschiedenen Erkenntnisebenen in einem Erklärungsschema von Fremdenfeindlichkeit unter ostdeutschen Jugendlichen komprimiert werden (Kapitel 8.). In einem abschließenden Ausblick sollen dann die Erkenntnisse diskutiert und mögliche Perspektiven für die Zukunft in den neuen Ländern umrissen werden (Kapitel 9.).

4. Jugend - Erklärungsversuche über einen Lebensabschnitt

4.1. Einleitung und Rückblick

Das heute allgemein akzeptierte gesellschaftliche Verständnis von Jugend als spezifischem Lebensabschnitt zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus ist ein Spezifikum moderner Gesellschaften und gewann parallel zur Industrialisierung der Welt an öffentlicher Aufmerksamkeit. Es war ein gesellschaftliches Konstrukt, daß mit zunehmender Arbeitsteilung immer deutlichere Konturen annahm. In anderen Kulturen und früheren Gesellschaften existier(t)en zwar besondere Riten und Bräuche (rites de passages), die den Übergang vom Kind zum Erwachsenen teilweise auch über einen längeren Zeitraum dokumentierten, jedoch waren diese Zeremonien oder Abschnitte zeitlich genau festgelegt. Danach war man unweigerlich dem Kindesalter entwachsen.¹

In Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Entwicklungen (vor allem der Herausbildung städtischer Kultur) wurde der Lebensabschnitt Jugend in immer weiteren sozialen Kreisen zur Notwendigkeit für die Heranziehung eines notwendigen Führungspotentials. Diese Jugendphasen waren jedoch bis auf weiteres nur den Nachkommen der Eliten vorbehalten, die vermittels einer notwendigen Phase der Bildungsvermittlung das notwendige Wissen inkorporierten, und somit die Reproduktion der Führungspositionen in den eigenen Reihen sicherten.² Dieser funktionale Charakter ließ im Zuge der zunehmenden Differenzierung und Spezialisierung der Arbeitsteilung, in immer weiteren sozialen Kreisen jugendähnliche Phasen entstehen. Entsprechend entstanden vom Mittelalter³ bis zur Neuzeit standesgemäße Jugendgruppen. Einen zusätzlichen Schub erhielt diese Entwicklung mit der Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, mit zwei bis heute typischen Phänomenen von Ju-

¹ So ist ein Beispiel der Gond, der größten Volksgruppe in Zentralindien bekannt geworden, die spezielle Schlafräume für die Jugendlichen einrichten und in denen die Jungen und Mädchen einige Jahre sexuelle Freiheit genießen, gleichzeitig Verantwortung füreinander lernen und dabei spezifische Rollen übernehmen (vgl. Schäfers, 31).

² Nicht zufällig kommt es bereits in den wohlhabenden Bürgerschichten der Stadtstaaten Antike zur Herausbildung eines heutigen Vorstellungen adäquaten Jugendbildes, das aber auf die genannten Schichten beschränkt blieb. Die Beschreibung von Aristoteles, wonach die Jugendlichen ihrem Charakter nach zu Begierde disponiert und geneigt sind, das zu tun, wonach ihre Begierde (vor allem die Geschlechtslust) tendiert, hat deshalb an Aktualität keineswegs verloren (vgl. Schäfers, 46).

³ Die verschiedenen Übergangsphasen dienten primär der Reproduktion des jeweiligen Standes (Ritter- und Knappentum, Zünfte) und schlossen soziale Mobilität weitestgehend aus (vgl. Allerbeck/Rosenmayr, 175).

gend, der Herausbildung altershomogener Gruppen bei gleichzeitig fortdauerndem Eingebundensein in familiäre Zusammenhänge und den daraus fast zwangsläufig vorprogrammierten Konflikten. Mit der Ausweitung der Jugend, als Passage zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, war natürlich auch die Zeit vorhanden, sich und die Umwelt stärker zu hinterfragen und letztendlich Interesse für gesellschaftliche Zusammenhänge zu entwickeln. In der Folge kam es dann erstmals zur Genese von „Jugendbewegungen“ im heutigen Verständnis. Zu deren bekanntesten zweifelsfrei die naturbegeisterten *Wandervögel*⁴ gehörten, der geistigen Heimat vieler späterer bündischer Jugendbewegungen.⁵ In der dramatischen Wechselwirkung von fortschreitender Prosperität auf der einen Seite sowie ersten größeren sozialen Krisen (Massenarbeitslosigkeit) auf der anderen Seite, hauptsächlich aber aufgrund der Einführung der allgemeinen Schulpflicht wurde Jugend jedoch zunehmend zum Phänomen aller Schichten in modernen Industriegesellschaften.

4.2. Zum soziologischen Diskurs

Analog zur objektiven Repräsentanz der Jugend als Lebensabschnitt, setzte auch die Politisierung und Ideologisierung von Jugend ein, die letztlich in deren gesellschaftspolitischen Instrumentalisierung pervertierte.⁶ Nach Schelsky (1957) war die nüchterne Nachkriegsjugend, die „skeptische Generation“, in ihrem Mißtrauen gegenüber jeglichen Ideologien eine unmittelbare Reaktion auf derartige Instrumentalisierungsversuche. In einer eher phänomenologisch inspirierten Perspektive betrachtet er die westdeutsche Nachkriegsgeneration relativ isoliert, mittels einer idealtypischen Strukturanalyse, kann aber einen durchaus akzeptablen, allerdings historisch beschränkten Deutungsversuch anbieten (vgl. Schäfers, 59; Griese, 96). Demgegenüber versuchte Eisen-

⁴ Die Gemeinschaft der Wandervögel verstand sich nie als Massenbewegung, sondern in Reaktion auf die sich industrielle Massengesellschaft eher als Gemeinschaft von romantisierenden Gleichgesinnten (Seidelmann, 85).

⁵ Gleichzeitig mit der Herausbildung der Wandervogelbewegung tauchten in den Großstädten die ersten „Halbstarken“ und „Briten“ auf und erregten öffentliches Aufsehen, verstanden sich jedoch nicht als einheitliche Jugendbewegung (vgl. Simon, 78).

⁶ Diese Funktion erreichte die FDJ trotz aller Versuche nie, sie war auch nie eine Jugendbewegung in dem Sinne, sondern sie gehörte so obligatorisch zur Schulausbildung wie der Sportunterricht. Deshalb waren jugendliche Subkulturen in der DDR schon immer, aber besonders forciert in den 80er Jahren eine wichtige Sozialisationsinstanz der dortigen Jugendgeneration. Sie waren der Gegenpol zur offiziellen Politik,

stadt (1966) das Phänomen der Jugend in einer struktur-funktionalistischen Sichtweise zu hinterfragen. Von herausragender Bedeutung ist für ihn die Sozialisation, d.h. die altersabhängige Inkorporierung von Rollen und Funktionen als Grundlage der gesellschaftlichen Reproduktion, wobei die Gruppen der Gleichaltrigen, die ungefähr altershomogenen Gruppen, eine herausragende Relevanz erfahren. Der Erklärungsansatz von Eisenstadt verdeutlicht wichtige Aspekte des Sozialisationsprozesses der Jugendlichen, die nachfolgend auch für den Untersuchungskontext noch fruchtbar gemacht werden. Ebenso Tenbruck (1962), in einem hauptsächlich handlungstheoretisch intendierten Fokus versucht er, den Lebensabschnitt generell in modernen Industriegesellschaften zu beschreiben: Für ihn ist die Jugend eine soziale Gruppe, *„die überhaupt nur deshalb existiert, weil gewisse Kontakte ihre Angehörigen verbinden, weil die auf mannigfaltige Weise sich überschneidenden formellen und informellen Gruppen der Jugend einen durchgängigen indirekten Zusammenhang der Jugendlichen begründen, weil sie in diesem sozialen Lebensraum erst ihr Bewußtsein und die Formen ihres Daseins begründen“* (Tenbruck, 98).

Jugend als soziale Gruppe zu verstehen, heißt nach Tenbruck eben, sie als Handlungs- und Interaktionszusammenhang mit spezifischen Normen- und Verhaltensmustern zu begreifen. Mit dem Auftreten jugendlicher Subkulturen erfolgte ein Umschwenken der Jugendsoziologie auf konflikt- und devianztheoretische Perspektiven (u.a. Cohen, Bohnsack), die jedoch mit Beginn der siebziger Jahre wieder in Frage gestellt wurden (vgl. Griese, 125 ff.). Neue Inspirationen erfuhr die jugendsoziologische Debatte durch Thesen vom Strukturwandel bzw. der Entstrukturierung der Jugendphase ab Mitte der 80er Jahre (u.a. durch Hornstein und Hurrelmann). Entsprechende Deutungsversuche gehen von einer „Zerfaserung“ traditioneller Jugendbiografien aus, indem traditionelle Vorgaben an Verbindlichkeit verlieren. Aufgrund des Phänomens der massenhaften Hinauszögerung des Hinüberwachsens in den Status der Erwachsenen, infolge immer längerer Bildungszeiten, wurde ab Mitte der 80er Jahre der Begriff der Postadoleszenz⁷ zur Kategorisierung auch in der Jugendsoziologie gebräuchlich. Doch gestaltete sich

weshalb jugendkulturelle Entwicklungen in der DDR meist hochgradig politisch aufgeladen waren (vgl. Nolteernting, 62).

⁷ Postadoleszenz faßt terminologisch die Tatsache kultureller Selbständigkeit bei fortdauernder ökonomischer Abhängigkeit (vgl. Junge, 33 ff.).

die begriffliche Fassung von Jugend durch die immer dominanteren Individualisierungsprozesse und damit einhergehende De-Standardisierung von Lebensverläufen zunehmend problematischer. Aufgrund der zunehmenden Diversifizierung der Jugendphase wird in der aktuellen soziologischen Diskussion Jugend als Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter (Hollinghead) interpretiert, und, differenzierter in der Sichtweise von Neidhardt, als mit der Pubertät einsetzende und mit Berufsfindung bzw. ökonomischer Verselbständigung oder Heirat bzw. sozialer Verselbständigung einsetzender Lebensabschnitt (vgl. Junge, 22 ff.). Diese letzte Deutung wurde angesichts des Wandels von der industriellen zur postindustriellen Gesellschaft von Zinnecker (1991) dann noch um das Modell der „Jugend als Bildungsmoratorium“⁸ erweitert, was besonders kennzeichnend für die Jugendphase in der Bundesrepublik seit den achtziger Jahren ist und welches sich nicht zuletzt in der auch von Bourdieu festgestellten Inflation von Bildungstiteln objektiviert. *„Das Hauptmerkmal ist die Herausbildung eines ausgedehnten Bildungssystems mit immer höherwertigen Bildungsabschlüssen, die Eigenständigkeit dieser Lebensphase mit eingeschränkten Verpflichtungen in den Lebensbereichen Arbeit, Familie und bürgerliche Öffentlichkeit.“* (Nolteernsting, 36)

Die historische Rückschau und der Überblick über den aktuellen Diskurs zeigen: Das Repertoire der sozialwissenschaftlichen Deutungsversuche zum Lebensabschnitt Jugend ist recht umfangreich und deckt immer nur Teilaspekte ab, immer in Abhängigkeit vom Theoriengebäude, dem sie zugrunde liegen. Im folgenden möchte ich daher den Begriff der Jugend in Anlehnung an Allerbeck/Rosenmayr in seinen individuellen sowie in seinen gesellschaftlichen Aspekten betrachten. *„Jugend bezeichnet einerseits eine Phase im individuellen Lebenslauf, andererseits eine Teilmenge der Gesellschaft, die von zumindest einigen Alterskriterien abhängig ist.“* (Allerbeck/Rosenmayr, 25)

Für die angestrebte Analyse werden auch wichtige Aussagen außersoziologischer Theorien mit einbezogen, insoweit sie für den Untersuchungskontext relevant werden könnten. Zunächst soll Jugend als gesellschaftliche Teilmenge analysiert werden, die

⁸ Das Bildungsmoratorium als von Erwerbsarbeit relativ entlasteter Lebensabschnitt, ist gekennzeichnet durch vergleichsweise hohe Verfügbarkeit der persönlichen Zeit und Aktivität (vgl. Nolteernsting, 37) war in der DDR nur marginal ausgebildet, ist aber mittlerweile typisch für die Jugendphase in den neuen Ländern.

von der Gesellschaft als solche angesehen wird und entsprechend auch wirklich vorhanden ist, entsprechend dem sogenannten Thomas-Theorem: „*alles was die Menschen für wirklich halten, ist wirklich in seinen Konsequenzen*“ (zit. nach Wiehn 1994, 177).

4.3. Jugend - Analyse einer Lebensphase im Untersuchungskontext

„Jugendsoziologie ist also zuoberst die Analyse der grundsätzlichen Situation, in der sich die Jugend einer Gesellschaft auf Grund der jugendspezifischen Institutionen wie der allgemeinen Struktur und Kultur dieser Gesellschaft befindet, die Ermittlung der in dieser Situation wirksamen Kräfte, die die Jugendlichen grundlegend und bleibend formen, der weiteren Mechanismen, welche den Jugendlichen besondere Rollen zuteilen, und die Projektion dieser Erkenntnisse auf die Kontinuität und die Daseinsmöglichkeit der Gesellschaft.“ (Tenbruck 1965, 20)

4.3.1. Jugend im Generationenzusammenhang

Dieser Aufforderung von Tenbruck folgend, sollten die wichtigsten Determinanten und damit die Spezifität des jugendlichen Lebensabschnitts in Ostdeutschland unter Berücksichtigung des Untersuchungsziels skizziert werden. Für die Analyse der spezifischen Situation ostdeutscher Jugendlicher ist die Verwendung des Mannheim'schen Denkmodells unerlässlich, denn es begreift „Jugend“ vor allem als Generationszusammenhang. Sein Verständnis von Jugend lehnt sich deshalb an den Begriff der Klassenlage an und interpretiert sie als *schicksalhafte* Lagerung bestimmter Individuen im ökonomischen Machtgefüge einer Gesellschaft, die wie eine spezifische Klassenlage beim Individuum nicht notwendigerweise ein Bewußtsein von dieser *Lage* impliziert. Mannheim spricht deshalb auch vom Phänomen der verwandten Lagerung, worin sich Klassenlage und Generationszusammenhang ähnlich sind. Das Spezifische ist hier jedoch, daß der Generationszusammenhang „*auf einer verwandten Lagerung, der einer Generation zurechenbaren Individuen im sozialen Raume beruht*“ (Mannheim 1969, 34). Diese Verortung im sozialen Raum ist aber im Gegensatz zur Klasse nicht ökonomisch determiniert sondern fundiert durch den biologischen Rhythmus des Menschseins „*durch die Fakta des Lebens und des Todes, durch das Faktum der begrenzten Le-*

bensdauer und durch das Faktum des Alterns. Durch die Zugehörigkeit zu einer Generation, zu ein und demselben 'Geburtenjahrgange' ist man im historischen Strom des gesellschaftlichen Geschehens verwandt gelagert“ (ebd. 35).

Der biologische Reifeprozess ist demzufolge eine notwendige aber keine hinreichende Bedingung für die Entstehung des soziologischen Phänomens *Generationszusammenhang*. Der *Generationszusammenhang* ist vor allem abhängig von dem Vorhandensein einer spezifisch strukturierten, auf bestimmten historischen Kontinuitäten beruhenden Gesellschaft. Erst durch die gemeinsame historische Erfahrung bilden sich ähnliche Einstellungen, Orientierungen und Wertmuster heraus (vgl. Mannheim 1969, 35; Buchmann, 56).

Ebenso wie die Klassenlage ist die Generationenlage (Zugehörigkeit zu einander verwandten Geburtsjahrgängen) das Resultat einer spezifischen Lagerung und erzeugt damit einen spezifischen Raum der Möglichkeiten, des Erlebens und Denkens bei den Betroffenen. Eine jede generationenspezifische Lagerung beschränkt deshalb den Spielraum des Sich-Auswirkens der Individualität auf bestimmte Möglichkeiten, inhäriert damit aber nicht nur eine negative Beschränkung, sondern inhäriert auch besondere Verhaltens-, Gefühls- und Denkweisen (vgl. Mannheim 1969, 36).

Jugend als Generation kann zusammenfassend als die biologisch und bevölkerungsstatistisch typische Generationenfolge verstanden werden, eingegrenzt durch die übliche Differenz zwischen den Geburtsjahren der Eltern und deren Kinder. Diese Generation „Jugend“ läßt sich in drei unterschiedliche Abschnitte/Lebensphasen unterteilen.

- die 13-18jährigen (pubertäre Phase): Jugendliche
- die 18-21jährigen (nachpubertäre Phase): Heranwachsende - Adoleszenten
- die 21-29jährigen: junge Erwachsene bzw. Postadoleszenten (vgl. Schäfers, 35).

Die Differenzierung wird hier für die Jugendlichen in den neuen Bundesländern übernommen, liegt doch der Hauptanteil der fremdenfeindlichen Gewalttäter in eben diesen Alterskohorten (vgl. Willems 1994, 140).

Die Generation Jugend Ost ist demnach gekennzeichnet durch die spezifische Situation, d.h. durch den (weiter) andauernden Transformationsprozess in Ostdeutschland und die damit verbundenen Veränderungen bzw. Auswirkungen auf die Sozialstruktur, die Wert-

vorstellungen und Mentalitäten, denn *„auch die Traditionen von Lebenskreisen und sozialen Schichten sind nicht nur aus der Geschichte, sondern hauptsächlich aus der Lagerung der betreffenden Schichten im gesamtsozialen Spielraum verstehbar und erklärbar..... wesentlich ist hier vor allem das Hineinwachsen der neuen Generation in die ererbten Lebenshaltungen, Gefühlsgehalte und Einstellungen“* (Mannheim 1969, 36).

Mannheim verweist damit auf die Notwendigkeit, den lebensweltlichen Hintergrund jugendlicher Sozialisation nachzuzeichnen. Doch zuvor soll der Lebensabschnitt Jugend auch in einer entwicklungspsychologischen Perspektive betrachtet werden.

4.3.2. Jugend als psychosoziales Moratorium

Bezugnehmend auf Simmels Überlegungen zum „soziologischen Apriori“ ist davon auszugehen, daß der Lebensabschnitt Jugend nicht nur soziologische Komponenten impliziert. Deshalb sollen in diesem Kapitel zunächst Einflußfaktoren aus entwicklungspsychologischer Sicht benannt werden. Im Vordergrund stehen dabei Aspekte der Wechselwirkung von körperlichen Veränderungen und ihren seelischen Begleiterscheinungen sowie die kognitive Entwicklung im Jugendalter. Die wichtigsten Problembereiche der Adoleszenzphase aus entwicklungspsychologischer Sicht lassen sich wie folgt kurz umreißen: Der Jugendliche muß sein eigenes Körperbild verändern bzw. transformieren, da die biologischen Reifungsprozesse mit der Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale unübersehbar sind. Die implizite Verschiedenartigkeit des männlichen und weiblichen Körpers wird erstmals mit Rücksicht auf ihre interpersonalen Konsequenzen thematisch und betrifft unmittelbar die gesamte Geschlechterrolle. Nach Erikson ist die Phase der Jugend oder Adoleszenz⁹ als Wechselwirkung zwischen biologischer Reifung und psychischer Entwicklung zu begreifen, als die letzte und abschließende Phase der Kindheit, eine Zeit des Heranreifens, die jedoch erst dann wirklich abgeschlossen ist, wenn der einzelne junge Mensch seine Kindheitsidentifikationen, die vor allem in einer elterlichen Welt verankert waren, einer neuen Form von Identifi-

⁹ „Die Adoleszenz kann als normative Krise verstanden werden, als eine normale Phase vermehrter Konflikte, charakterisiert durch eine scheinbare Labilität der Ich-Stärke, andererseits aber auch durch ein hohes Wachstumspotential.“ (vgl. Erikson, 282)

kation untergeordnet hat (vgl. Erikson, 282). Demzufolge ist das Kind vor die Aufgabe gestellt, die bisherige Basis seiner emotionalen Sicherheit stärker auf die eigene Person zu verlagern. Es muß sich also allmählich von der Herkunftsfamilie bzw. vom Elternhaus lösen, indem die bis dahin existenten Beziehungen weitgehend verändert bzw. neu gestaltet werden. Die Eltern können von nun an nicht mehr als „Hilfs-Ich“ fungieren. Der Heranwachsende muß mit seinen eigenen Problemen fertig werden. Die Konsequenzen scheinen vorprogrammiert: während die Seele des Pubertierenden noch der kindheitlichen Identität verpflichtet ist, meldet ein „unbekannter“ Körper Ansprüche an. Das eigentliche Dilemma des soziokulturellen Moratoriums „Jugend“ besteht entsprechend in der Diskrepanz zwischen biologischer und sozialer Reife (vgl. Mörth, 354; Griese, 63). Das pubertierende Individuum ist früher oder später gezwungen seine auf vormaligen körperlichen Gegebenheiten aufgebaute Identität, an die neuen, sich „abzeichnenden“ leiblichen Veränderungen anzupassen und antizipierend in eine funktionsfähige Identität zu transformieren, die für den allmählichen Übergang in die Erwachsenenwelt gewappnet ist.

Nur in der individuellen Auseinandersetzung mit den von der jeweiligen Gesellschaft offerierten Wert- und Orientierungsmustern kann der einzelne Jugendliche eine eigene Identität konstruieren, die es ihm ermöglicht, sich in die Erwachsenenwelt mehr oder weniger erfolgreich einzufügen. Mittels kulturabhängiger, institutionalisierter Riten, Moratorien oder auch Karenzzeiten muß das einzelne Individuum seine kindliche Position verlassen und eine neue Identität konstruieren, die zwischen seiner kindlichen Identität und seiner zukünftigen, seiner angestrebten Identität vermittelt, *„eine Brücke, die zugleich die Eigenart seiner Selbstwahrnehmung und sein ‘Erkanntwerden’ in der Gesellschaft verbindet“* (vgl. Erikson, 278 ff.).

Erikson begreift die Phase der Jugend demgemäß als Identitätskrise, die dann beendet ist, wenn der junge Mensch für die Aufgaben des Erwachsenseins gerüstet ist, wenn er die Ich-Identität erlangt hat (vgl. Griese, 65). Diese an sich schon problematische Phase wird nun in modernen Gesellschaften durch die allgemeinen Phänomene der Akzeleration bei gleichzeitiger Retardation zusätzlich dramatisiert, d.h. die körperliche Reifung zeigt heute immer mehr die allgemeine Tendenz früher einzutreten (Akzeleration), wäh-

rend gleichzeitig Verzögerungen in der seelischen Entwicklung (Retardation) registriert werden (vgl. Mitscherlich, 295).

„Die Kindheit ist deshalb keine in sich abgeschlossene Phase mehr. Sie nimmt jugendliche Probleme vorweg, wovon bereits die Akzeleration des Wachstums und der Pubertät zeugen können,..... Damit verliert auch die Pubertät wieder den Charakter der entscheidenden Wendemarke, was der wachsende Einfluß der Jugendphase auf die Kindheit bekräftigt.“ (Tenbruck 1965, 104)

Deshalb sind zentrale Prozesse der Identitätsbildung durch die Sozialisationsphasen der Kindheit vorstrukturiert. Dieser Prozeß der Identitätsbildung wird nun aber determiniert durch die jeweilige Gesellschaft. In einfacher strukturierten Gesellschaften mag das Hinübergleiten von der Kinder- in die Erwachsenenwelt noch relativ problemlos funktionieren. *„Je differenzierter und umfassender die Selbstzwänge, je intensiver und vielfältiger die Triebregelung ist, die die Rollen und Funktionen von Erwachsenen in einer Gesellschaft zu ihrer Ausübung verlangen, desto größer wird die Distanz zwischen dem Verhalten der Kinder und dem der Erwachsenen. Die Umformung des Einzelnen im Heranwachsen, der individuelle Zivilisierungsprozeß, in dessen Verlauf er von dem überall gleichen Ausgangspunkt des kindlichen Verhaltens, dem von seiner Gesellschaft erreichten Zivilisationsstandard mehr oder weniger nahekommt, wird schwieriger; und er nimmt mehr Zeit in Anspruch: Die Zeitspanne, die erforderlich ist, um den Heranwachsenden für die komplexen Rollen und Funktionen eines Erwachsenen bereit zu machen, verlängert sich“ (Elias 1987, 169).*

Je differenzierter also eine Gesellschaft strukturiert ist, desto schwerer wird es für den einzelnen, eine funktionierende Persönlichkeit zu entwickeln. Denn der ursächlich biologisch und sich psychosomatisch artikulierende (objektivierende) Prozeß der Pubertät bzw. Adoleszenz ist immer eingebettet in die bestehenden Strukturen der Erwachsenenwelt, die ihm einerseits neue Chancen eröffnet, andererseits aber zunehmend Forderungen stellt. Die Problematik der biologischen - geschlechtlichen Reifung ist also *überlagert* von der unmittelbar bevorstehenden und nicht zu verhindernden Neuorientierung der eigenen Identität in der Erwachsenenwelt, die durch den bereits laufenden Prozeß der gesellschaftlichen Ausbildung von Identität *vorstrukturiert* und damit von den Heranwachsenden in unterschiedlichem Maße antizipiert wird. Im folgenden sollen die wichtigsten Phasen der Sozialisation nachgezeichnet werden, da in ihr die Grundla-

gen einer funktionsfähigen Ich-Wir-Balance und unter anderem auch mögliche stereotype Vorstellungen über Eigen- und Fremdgruppen angelegt sind.

Die Skizzierung dieses Prozesses ist für die vorliegende Arbeit auch deshalb notwendig, weil erst dadurch veranschaulicht werden kann, daß die Jugendlichen in den neuen Bundesländern in einer postsozialistischen Welt sozialisiert werden, damit spezifische Werte und Normvorstellungen internalisier(t)en und sich dadurch auch weiterhin auf wichtigen Ebenen von ihren westdeutschen Pendants unterscheiden.

4.3.3. Zur Gesellschaftlichen Ausbildung von persönlicher Identität

„Die sozial objektivierte Sinnwelt bildet den Boden, auf dem sich die Person-
werdung und Selbstkonstitution vollziehen.“ (Assmann Aleida, 433)

Die Grundlagen personaler Identität werden entsprechend bereits in den Sozialisationsprozessen der Kindheit gelegt. Daß dieser Prozeß hier transparent gemacht werden muß, bestätigen immer wieder verschiedentliche Berichte wonach Kinder schon (diskriminierende) Vorstellungen von Fremden haben, die auf keinerlei eigenen Erfahrungen beruhen, sondern vor allem in den frühen Phasen des Sozialisationsprozesses vermittelt wurden.¹⁰

Die Entwicklung des einzelnen Menschen wird durch die Wechselwirkungen von gegebener Leiblichkeit und Gesellschaftlichkeit determiniert, d.h. mit der Geburt ist dem menschlichen Kind ein Körper gegeben, dessen Reifung biologisch vorgegeben ist, aber vom spezifischen historischen Kontext, also der jeweiligen *Sozialstruktur* und der *herrschenden Weltauffassung* überlagert wird (vgl. Luckmann 1993, 369 ff.). In einer als *primäre Sozialisation* bezeichneten Periode beginnt der Mensch in seiner Kindheit sukzessive mit der Formung einer persönlichen Identität als funktionsfähiges Mitglied der Gesellschaft. Diese Phase ist deshalb von herausragender Bedeutung, weil sie die Grundstruktur für die folgenden Sozialisierungen bildet und dementsprechend die individuelle Identitätsentwicklung gründiert. Die primäre Sozialisation übernehmen *signifi-*

*kante Andere*¹¹, denen man mit seiner Geburt unausweichlich ausgeliefert ist, sie bestimmen unsere Situation und vermitteln uns eine Welt¹², die für sie als objektive Realität gegeben ist. Das Kind internalisiert¹³ folglich die Einstellungen und Rollen der signifikanten Anderen und macht sie sich zu eigen. In der Dialektik von Selbstidentifikation und Identifizierung durch andere (Spiegelungseffekt¹⁴), übernimmt das Kind daher nicht nur deren Rollen und Einstellungen, sondern es übernimmt deren gesamte historische Weltauffassung, die „Volkswesen“ (Schütz, 208) der in-group, eine Welt des Vertrauens (vgl. Berger/Luckmann, 141 f.).¹⁵

Die *Signifikanten Anderen* (meist die Eltern) werden in ihren Handlungen und Identitäten, denen sich das Kind gegenüberstellt, von der jeweiligen Sozialstruktur und der herrschenden Weltauffassung umrahmt und bestimmen hauptsächlich über eine historische determinierte Sprache¹⁶ den Inhalt der intersubjektiven Spiegelungseffekte. Jede Sprache verkörpert eine spezifische Weltauffassung, deren innere Form mit den grundlegenden Orientierungs- und Wertschemata der Weltauffassung übereinstimmt. Im semantischen Inventar, der Syntax einer Sprache sind die typischen Erfahrungen, die seit Generationen bewährten Problemlösungsstrategien zur Bewältigung alltäglicher und außeralltäglicher Ereignisse sedimentiert und verankert (Luckmann 1993, 373). Auch wenn wichtige Bausteine persönlicher Identität bereits in der vorsprachlichen Sozialisation angelegt sind, erst vermittelt Sprache kann das Kind die Wirklichkeit in einem individuellen Gedächtnis sedimentieren. Erst die Sprache übereignet dem Kind Bedeu-

¹⁰ So waren Kinder aus Ostberlin vor einem Besuch in Kreuzberg in ihren Vorstellungen von den dort lebenden Türken schon mit abgrenzenden bzw. negativen Stereotypen (riechen nach Knoblauch, haben Messer) besetzt (vgl. Heß, 116).

¹¹ Die Signifikante Anderen sind im Normalfall und idealtypisch die Eltern.

¹² Die gemeinsame Lebenswelt (der gemeinsame Sinnhorizont) ist das Bezugssystem, auf dem sich der Prozeß der Sozialisation vollzieht.

¹³ Internalisierung meint hier das unmittelbare Erfassen und Auslegen eines objektiven Vorgangs oder Ereignisses, das Sinn zum Ausdruck bringt (vgl. Berger/Luckmann, 139).

¹⁴ Damit wird der Vorgang bezeichnet, indem sich ein Individuum in der Erfahrung eines anderen zu fassen vermag. „In leiblicher Gegenwart, in der konkreten Intersubjektivität, baut sich die Erfahrung von sich selbst in den Erfahrungen des anderen auf.“ Die wechselseitige Spiegelung ist daher eine Grundbedingung für die Herausbildung persönlicher Identitäten (Luckmann 1993, 371 ff.).

¹⁵ Mit der primären Sozialisation konstruiert der Mensch seine erste Welt, einen Raum der Vertrautheit. Die primäre Sozialisation vermittelt die objektive Welt sukzessive in Abhängigkeit vom Alter des Kindes und den Anforderungen der jeweiligen Gesellschaft. Je nach Lebensalter sind verschiedene Fertigkeiten und Sichtweisen zu erlernen.

¹⁶ Die Sprache ist das wichtigste Zeichensystem menschlicher Gesellschaften, sie ermöglicht die systematische Objektivation, die Kategorisierung der Alltagswelt und damit die individuelle Orientierung und Interaktion in der Alltagswelt. Dabei eignet sich das Kind nicht irgendeine Sprache an, sondern eine spezifische von verschiedenen Determinanten abhängige Sprache (Kultur, Region, Schicht etc.).

tungs- und Motivationszusammenhänge in Form von Handlungs- und Orientierungsmustern, Werte- und Normensystemen, die alle Lebenssituationen überlagern. Ebenso wie Sozialstruktur und Weltauffassung ist auch die Sprache historisch determiniert, also prinzipiell wandelbar und auch innerhalb der Gesellschaften in Abhängigkeit vom Grad der Arbeitsteilung heterogen.

„Nicht die Sprache, sondern eine Sprache ist es also, die sich das Kind aneignet...Schließlich ist es nicht eine Sozialstruktur, sondern es sind bestimmte Sozialstrukturen, welche Sprache und Sprachrepertoires vermitteln, bestimmen und lenken,.....“ (ebd. 373).

Mit der Sprache werden letztlich auch spezifische Klassifikationssysteme und Rangordnungen (z.B. schicht-, regionalspezifisch) vermittelt, die die eigene Position innerhalb einer gegebenen sozialen Ordnung definieren und damit die individuelle Weltauffassung und -sicht determinieren. *“Aus objektiven Grenzen wird der Sinn für Grenzen....“* (Bourdieu, 734). Ein Faktum, daß in der heutigen Jugendsoziologie meist vernachlässigt wird, denn die soziale Herkunft und der durch sie internalisierte *Sinn für Grenzen* determiniert trotz der vielzitierten Explosion individueller Wahlmöglichkeiten immer noch entscheidend die jugendlichen Perspektiven.¹⁷

Für unseren Untersuchungsgegenstand kann in diesem Kontext des weiteren darauf hingewiesen werden, daß die Heranwachsenden notwendigerweise bereits in der frühen Kindheit (ab ca. 5 Jahren) kategoriale Differenzierungen (geschlechtlich, ethnisch, sozial) mittels Sprache vor allem durch die *Signifikanten Anderen* vermittelt bekommen. Diese internalisierten Kategorisierungen werden auch von den Kindern generalisiert, und in charakteristischen Zügen als konstant angenommen. Sie begreifen auch, daß beispielsweise Geschlechts- und ethnische Zugehörigkeit stabile personale Merkmale sind. Soziale Kategorien werden wie natürliche Kategorien erlernt, wobei die mit den inkorporierten Kategorien verbundenen Wesens-, Generalisierungs- und Konstanzannahmen nun wiederum Ideologisierung erst ermöglichen (Nunner-Winkler, 186 ff.).

Allmählich, in Abhängigkeit von der kognitiven Entwicklung (nicht abrupt sondern in einer Altersspanne von 7/8 bis zu 11/12 Jahren), begreifen daher die Heranwachsenden,

¹⁷ Nach Segert (1997) fühlt sich ein Großteil der Bürger in den neuen Bundesländern immer noch der Arbeiterklasse zugehörig. Mit dem damit verbundenen Habitus werden auch spezifische Denk- und Verhaltensmuster immer wieder praktiziert und reproduziert. *„Diese Muster prägen die Weltsicht, die soziale Praxis von Gruppen und beeinflussen auf diese Weise soziale Reproduktionen spürbar.“* (Segert, 38)

daß geschlechtliche- und ethnische Zugehörigkeit unabänderliche Bestandteile ihrer eigenen Identität sind und beginnen die Welt durch dieses „Brille“ zu sehen, d.h. die Heranwachsenden können, die mit den Sprachmustern verbundenen Typisierungen (hellhäutiger/dunkelhäutiger Mensch) nicht nur unterscheiden, sondern auch bewußt durch Akzeptanz oder Ablehnung, durch Unterscheidung von Eigen- und Fremdgruppe auf die jeweiligen Situationen anwenden (vgl. ebd. 189; Markefka, 94). Die mit der kognitiven Entwicklung des Heranwachsenden verbundenen, individuell spezifischen Formen kategorialen Denkens erfahren in der sekundären Sozialisation eine Bedeutungssteigerung.

Mit dem allmählichen Übergang zur *sekundären Sozialisation*¹⁸ bietet sich dem Heranwachsenden in zunehmenden Maße durch Sozialisationsleistungen außerfamiliärer Instanzen¹⁹ (*Generalisierte Andere* treten immer häufiger in Erscheinung) eine Vielzahl von Weltauffassungen, Wir-Identitäten zum individuellen Gebrauch an. Aufgrund ihres hauptsächlich als funktional wahrgenommen Charakters, sind die durch die *Generalisierten Anderen* vermittelten Subwelten weniger stabil als die hauptsächlich auf Gefühlen aufbauende vertraute Welt. Dies ist eine Grundvoraussetzung für die lebensnotwendige Distanzfähigkeit von den spezifischen Rollen (soziale Identitäten), die in modernen Gesellschaften zur Lebensbewältigung übernommen werden müssen. Dennoch kann der Heranwachsende nicht frei aus dem Angebot auswählen, sondern hier wirkt die *vertraute Welt* der primären Sozialisation als individueller Filter.

Obwohl persönliche Identität immer ein Produkt gesellschaftlicher Vorgänge ist, denn „*Selbstbewußtsein und soziales Bewußtsein sind zwei Seiten derselben Medaille*“ (Hettlage 1997, 7), werden *fertige* Identitätsmodelle kaum noch von der gesellschaftlichen Ordnung angeboten (keine Weltauffassung verfügt diesbezüglich noch über eine Monopolstellung), sondern sie müssen in zunehmenden Maße vom Individuum selbst konstruiert werden.

¹⁸ Die Reichweite und Eigenart, der in den Prozessen der sekundären Sozialisation internalisierten Subwelten ist abhängig vom Grad der Arbeitsteilung und der entsprechenden gesellschaftlichen Verteilung von Wissen.

¹⁹ Diese Periode begann/beginnt in der DDR und in den neuen Bundesländern relativ früh, im Alter von 2-5 Jahren (vgl. Ohder, 171).

„Man wird sich deshalb mit dem Gedanken anfreunden müssen, daß die Sozialisierung der Jugendlichen in wichtigen, gerade auch die Person betreffenden Bereichen zu einer Sozialisation in eigener Regie geworden ist.“ (Tenbruck 1965, 98)

Aus einer Vielzahl von Deutungsangeboten (soziale Identitäten oder Wir-Identitäten in verschiedenen Rollen) muß sich der Heranwachsende in modernen Gesellschaften sein ganz eigenes personales Selbst (patch-work-identity), seine ganz individuelle Ich -Wir -Balance aufbauen. Individuen in modernen Gesellschaften müssen mit einer regelrechten Implosion von Ich-Identitäten zurechtkommen, wobei die wachsende Spezialisierung der modernen Gesellschaften den Weg des Einzelnen zu einer auf sich selbst gestellten, mehr für sich selbst entscheidenden Einzelperson immer weiter verlängert und verkompliziert. Es muß sukzessive das Rollenset erweitert werden, es müssen also die Kompetenzen entwickelt werden, die dem Heranwachsenden die Teilnahme an den immer komplexer werdenden Interaktionsprozessen ermöglichen (vgl. Elias 1987, 171; Buchmann, 90).

„Je größer die Anzahl der Rollen in einer Gesellschaft wird, um so mehr Rollen müssen außerhalb der Familie, also formell und organisiert gelernt werden“ (Tenbruck 1965, 27).

Diesen Prozeß vollzieht das Gros der Jugendlichen in industriellen Gesellschaften unter anderem über eine Sozialisationsinstanz, die den traditionellen Formen, den Eltern und der Schule gegenübersteht: die Gruppe der Gleichaltrigen (von den peer-groups bis zu den eher losen peer-relations).²⁰ Da der Heranwachsende die vertraute Welt des Kindes schon verlassen hat, ohne jedoch die relativ konstante Ordnung der Erwachsenenwelt erreicht zu haben, wird die *Welt der Anderen* zunehmend zur wichtigsten, *„und zwar jener anderen, die in den gleichen unsicheren Verhältnissen stehen: Gleichaltrige“ (Reinshagen, 292 ff.)*. Die individuelle Bedeutung, die die Gruppe der Gleichaltrigen für die Herausbildung eines personalen Selbst hat, wird nicht zuletzt in den vorangegangenen Prozessen der Sozialisation entscheidend vorbereitet. Die zunehmende Kontaktierung von Gleichaltrigen ist zudem in modernen Gesellschaften institutionell vor-

²⁰ Auch hier verdeutlicht sich die Vorverlagerung der Adoleszenz. „Kinder beginnen frühzeitig, sich außerhalb der Familie an Gleichaltrigengruppen zu orientieren. Schon bei der Altersgruppe der 9 bis 14jährigen finden sich Anzeichen, demonstrative Abgrenzung, Selbststilisierung und Autonomisierung gegenüber der Erwachsenenwelt.“ (Ohder, 172) Aber erst allmählich erlangen peer-groups die Kompetenz einer Primär-Gruppe, wie sie der Herausbildung der sozialen Identität förderlich ist.

strukturiert (ist also prinzipiell unumgänglich), nicht zuletzt durch die rechtlich festgelegten Teilreifen (z.B. Personalausweis mit 16, Volljährigkeit mit 18 Jahren), hauptsächlich aber durch den Besuch von Ausbildungsstätten und Freizeitangeboten mit altersspezifischen Offerten und Zulassungsbeschränkungen. Vor allem Schulen und andere Ausbildungsstätten sind für einen beachtlichen Teil der Jugendlichen zumindest bis zum Erreichen der Volljährigkeit (meist aber darüber hinaus) ein dominanter Bezugspunkt und eine zentrale Instanz der öffentlichen Sozialisation (vgl. Schäfers: 25 ff.; Ohder, 171). Eisenstadts funktionalistischem Ansatz zufolge ist diese institutionell regulierte Alterssegregation notwendig für die gesellschaftliche Reproduktion sozialer Systeme, wobei die Gruppen der Gleichaltrigen eine Vermittlungsfunktion zwischen den Sozialisationsinstanzen Familie und Gesellschaft (Schule, Ausbildungsstätte, Medien) übernehmen. In diesem Prozeß wird bei den Jugendlichen das allgemeine Rollenverständnis weiter ausgeprägt und stabilisiert, d.h. sie übernehmen sukzessive eine Existenzform moderner Gesellschaften, die dem einzelnen Menschen einen gewissen Abstand von der Gesellschaft ermöglicht (vgl. Buchmann, 60; Tenbruck 1965, 97). Eine Grundvoraussetzung einer hauptsächlich auf Funktionsträgern und weniger auf Persönlichkeiten aufbauenden Gesellschaft, in der „*der Mensch, der einzelne, nie ganz das ist, was er »ist«*“ (Plessner X, 230).

Neben den institutionellen Ursachen, können aber auch psychologische und sozialpsychologische Gründe für die zunehmende Bedeutung von peer-groups im jugendlichen Sozialisationsprozeß geltend gemacht werden. Die sichtbare Akkumulation von ungefähr gleichaltrigen Jugendlichen in Gruppen wird vor allem durch das Moment der Attraktivität des relativ freien Eintritts, sowie die Möglichkeit, dem Wirkungskreis der Erwachsenenwelt scheinbar (und temporär begrenzt) enthoben zu sein, begründet. Damit wird dem Jugendlichen erstmals ein (attraktiver) Freiraum offeriert, der die Erprobung neuer sozialer Verhaltensweisen ebenso eröffnet, wie das Training von Kontakt- und Kooperationsfähigkeiten und die Entwicklung eines spezifischen Kosmos von moralischen und sozialen Regeln (vgl. Schäfers, 176; Zinnecker u.a., 301). Auch wenn in Anlehnung an Mannheim, diejenigen, die zur selben Generation gehören, nicht in direkter Kommunikation miteinander stehen müssen, so werden doch „*die generations- und milieuspezifischen Erfahrungen und Orientierungen dort am besten zur Artikulation gebracht, wo diejenigen sich zusammenfinden, denen diese konjunkturellen Erfah-*

rungen gemeinsam sind, also in den verschiedenen Formen der Beziehung zu Gleichaltrigen“ (Bohnsack u.a., 9). Dementsprechend verfügt die Gruppe der Gleichaltrigen für den Heranwachsenden meist über eine fundamentale Bedeutung bei der Wahl seiner Selbst-Bilder. Diese sind zwar vor allem durch die beschriebenen Prozesse der primären Sozialisation individuell vorgerahmt, aber erst in den Gruppenzusammenhängen eröffnet sich für den Heranwachsenden die Möglichkeit, außerhalb der Kontrolle der Erwachsenen gemeinsam mit den anderen Gleichaltrigen eine persönliche Identität zu konstruieren. Der Jugendliche strebt nach Anerkennung, um sich seiner personalen Authentizität zu versichern. Die Spiegelung des eigenen Ich im anderen erreicht hier eine qualitativ neue Stufe. „Diese anderen, mir ähnlich in ihrer Lebenslage, sind etwas, um das ich mich selber in den intersubjektiven Bezügen bemühen muß. Ich muß ihnen gegenüber ein bestimmter sein, wenn sie mit mir umgehen wollen. Insofern ändert sich mit der Organisation meines Handelns um den Fremdbezug auch auf fundamentale Weise der Selbstbezug.“ (Reinshagen, 293)

Es entsteht eine Polarität mit mehr oder weniger konflikthaftem Charakter hauptsächlich zwischen den Alltagswelten Familie und Schule einerseits und der Alltagswelt der Gruppe der Gleichaltrigen andererseits. In der mehr oder weniger konfliktbeladenen Wechselwirkung und im alltäglichen Umgang mit den inhärenten Widersprüchen dieser Alltagswelten muß es dem Jugendlichen gelingen, sukzessive eine stabile oder zumindest gebrauchsfähige Identität (funktionsfähige Balance der Ich-Wir-Identität) aufzubauen, die es ihm ermöglicht, angemessen zwischen Eigenanspruch und Erfordernissen von Außen erfolgreich zu vermitteln. Die sekundäre Sozialisation in den peer-groups ist folglich notwendig, um zukünftigen gesellschaftlichen Anforderungen an das Individuum in Form von Teilidentitäten in spezifischen Rollen gerecht zu werden. Die peer-group hat also letztlich auch eine wichtige Orientierungsfunktion bei der Internalisierung der verschiedenen Subwelten, die mit dem allmählichen Hereinwachsen in die nie abgeschlossene Phase der sekundären Sozialisation - also dem Wechsel von einer vertrauten Welt, in eine Vielzahl möglicher Welten - jedem Jugendlichen in modernen Gesellschaften gegeben sind.²¹

²¹ Die Bedeutung der Medien für den Sozialisationsprozeß ist bisher noch nicht genügend berücksichtigt worden (vgl. Schäfers, 176). Vor allem die dominierenden Botschaften der Selbstverwirklichung, Genuß und Spaß dürften die Zahl der Orientierungsangebote weiter steigern, wodurch die Filterfunktion der traditionellen Sozialisationsinstanzen (Familie, Schule vs. peer-group) zusätzlich belastet wird.

Eine weitere Bedeutungssteigerung erhält die Gruppe der Gleichaltrigen, wenn man bedenkt, daß der Jugendliche ab ca. 15/16 Jahren aufgrund einer angenommenen neuen Qualität kognitiver Kompetenz, seine allgemeinen politischen Orientierungen, seine Vorstellungen und Urteile über eigene und andere Gruppen zu reflektieren, zu festigen oder zu revidieren vermag (vgl. Markefka, 95). Ungefähr ab diesem Zeitpunkt entwickeln sich beim Heranwachsenden daher die Fähigkeiten, gesellschaftliche Prozesse bewußt wahrzunehmen und die früher automatisch gelernten Inhalte kritisch zu hinterfragen. Da die in der primären Sozialisation inkorporierten Denkmodelle jedoch besonders resistent, irreversibel²² sind und meist nur graduell verändert werden, ist beispielsweise auch eine gewisse Persistenz der übernommenen Kategorisierung von Eigen- und Fremdgruppen anzunehmen, die aber erst dann wirklich problematisch wird, wenn sich die personale Identität des Heranwachsenden hauptsächlich über eine spezifische soziale Identität (Nation, Milieu, Dorfgemeinschaft) definiert, der Jugendliche also seine Ich-Identität primär über eine spezifische Wir-Identität bezieht. Diese Problematik ist vorerst festzuhalten und wird später noch genauer zu hinterfragen sein (Kapitel 7.2.4.). Die peer-relations determinieren nun in besonderer Weise die Genese der zukünftigen Ich-Wir-Balance. Sie sind in der Wechselwirkung mit anderen Lebenswelten (Familie, Schule, Medien) eine wichtige Instanz, in der die Prozesse der Individuation und der Integration vollzogen werden und in der Heranwachsende, allmählich eine gebrauchsfähige Ich-Wir-Balance entwickeln kann.²³

Jugend soll für den Untersuchungskontext daher als spannungsgeladene Phase zwischen gesellschaftlicher Identitätszuweisung (Integration) und individueller Identitätsentwicklung (Individuation) verstanden werden, die sich in spezifischen jugendlichen Alltagswelten vollzieht. Der Installationsprozeß einer funktionierenden Balance zwischen personaler (Ich) und sozialer Identität (Wir) verwirklicht sich nun innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Strukturen, sie bilden die Grundlage auf der sich die Sozialisationsprozesse der Heranwachsenden vollziehen.

„Unser Gedanke impliziert die Notwendigkeit eines makrosoziologischen Horizontes für Analysen der Internalisierung, d.h. ein Verständnis der Gesellschaftsstrukturen in

²² Irreversibilität bedeutet, daß die Sozialisation durch die Eltern später nur teilweise, im Sinne einer Re-sozialisierung durch andere Personen ersetzt werden kann (vgl. Allerbeck/Rosenmayr, 81).

der Internalisierung vor sich geht.“ (Berger/Luckmann, 174) Da diese Struktur in den neuen Bundesländern aufgrund der seit 1989 andauernden Transformation eine besondere Relevanz erhält, soll diese Phase im folgenden nachgezeichnet werden. Erst danach wird es möglich sein, die spezifische Situation ostdeutscher Jugendlicher zu skizzieren.

5. Jugendliche in Ostdeutschland

5.1. Zum soziostrukturellen Hintergrund jugendlicher Alltagswelten in Ostdeutschland

Im Untersuchungskontext soll Jugend als Phase der Sozialisation verstanden werden, die durch die Prozesse der primären und sekundären Sozialisation entscheidend vorstrukturiert ist und damit die Basis für individuelle Konstellationen der Ich-Wir-Balance legt. Die Jugendlichen befinden sich in einer Situation der lebensweltlichen Richtungsentscheidung, konsequenterweise bieten sich hierfür die bereits vorgelebten Muster und Routinen an, die durch die Gesellschaft gestiftet und vom Heranwachsenden inkorporiert werden. Aufgrund des vorliegenden Verständnisses des Theorems ostdeutscher Jugendlicher als spezifischem Generationszusammenhang ist ein Zeitabschnitt impliziert, der von der Wende bis heute reicht. Eine Zeit in der sich Sozialstruktur und Weltauffassung in den neuen Ländern teilweise grundlegend änderten. Die wichtigsten Wandlungsprozesse sollen hier diskutiert werden, da sie als ein wichtiger Erklärungsfaktor für scheinbar ambivalente Werte- und Vorstellungswelten ostdeutscher Jugend gelten können. So stellt beispielsweise Häuser pluralistische Wertsynthesen in Ostdeutschlands Jugend fest, die sich unter anderem an einer verstärkten Hinwendung zu Akzeptanz und Selbstentfaltungswerten sowie dem schnellen Erreichen individuellen Wohlstands festmachen lassen. Gleichzeitig orientiert man sich aber nach wie vor auch an ‘alten’ Grundwerten der DDR-Zeit wie *sozialer Gleichheit* und *Gerechtigkeit*, *Soli-*

²³ Die Gebrauchsfähigkeit der individuellen Ich-Wir-Balance ist vom jeweiligen sozialen Kontext abhängig. So sind in dörflichen Milieus eher traditionelle Definitionen der Ich-Identität, die Beschränkung auf nur wenige Wir-Identitäten (Familie, Dorf) nützlicher, wenn nicht sogar lebensnotwendig.

darität und *Gemeinschaftlichkeit*, mit einem stark lebensweltlichen Bezug (vgl. Häuser, 228).

5.1.1. Nischen und Milieus - Zum Wandel der Sozialstruktur

Zur Charakterisierung des sozialstrukturellen Wandels in den neuen Bundesländern soll hier hauptsächlich der Frage nachgegangen werden, inwieweit der Modernisierungsdruck, die eher traditionell und vergleichsweise homogen geschichtete DDR-Gesellschaft in eine unübersichtlich erscheinende, segmentierte Milieugesellschaft transformiert(e). Das Milieukonzept basiert auf der Annahme, daß die Position von sozialen Großgruppen durch ihre ökonomische Lage sowie durch das spezifische Denken und Handeln der jeweiligen Akteure determiniert ist. Milieus als Beziehungs- und Interaktionszusammenhänge sind relativ stabil, lassen sich nicht beliebig verändern und haben eine gewisse gemeinschaftsstiftende Funktion aufgrund ähnlicher sozialer Lagen und Mentalitäten. Durch gesellschaftliche Veränderungen sind Milieus aber auch Veränderungen ausgesetzt, können zerfallen und neu entstehen (vgl. Segert, 30).

Wenngleich die ehemaligen sozialistischen Staaten, implizit auch die DDR, Resultate der gesellschaftlichen Entwicklung der Moderne sind, so waren sie doch im Vergleich zu den westlichen Gesellschaften traditioneller strukturiert, so daß das Ausmaß an Individualisierungsprozessen in den staatssozialistischen Gesellschaften eher marginal blieb. Verschiedentlich registrierte Modernisierungstendenzen konnten nur eine oberflächliche Übernahme von westlichen Modellen der Lebensführung bleiben, weshalb auch die von Häuser (1996) registrierte Genese von „Gegenidentitäten“ seit Anfang der 80er Jahre immer nur auf der Folie einer sozialistischen Gesellschaft interpretiert werden kann. Der Entscheidungsspielraum des einzelnen Staatsbürgers und damit auch die Möglichkeit der persönlichen Individualisierung waren in der DDR relativ begrenzt, so daß besonders im öffentlichen Leben die Fremdregulierung, die Selbstregulierung des einzelnen Menschen überwog, die dann oft auf die private Sphäre (Nische) zurückgeworfen wurden (vgl. Elias, 243).

Die DDR-Gesellschaft war besonders gekennzeichnet durch die relative Homogenität sozialer Lagen sowie den Mangel an subjektiver Modernisierung bzw. an Subjektivität,

die begrenzte soziale und regionale Mobilität sowie einen hohen Grad an Gemeinschaftlichkeit (vgl. Segert, 79).

Bis heute, d.h. trotz der gewaltigen Transformationen, überwiegen in Ostdeutschland solche weniger modernen, eher traditionellen sozialen Milieus, wozu unter anderem das traditionsverwurzelte Arbeiter- und Bauernmilieu mit 27 Prozent am Anteil der Bevölkerung (im Vergleich dazu 5 Prozent in Westdeutschland) sowie das kleinbürgerlich-materialistische Milieu mit 23 Prozent Anteil an der ostdeutschen Bevölkerung gehören. Gleichzeitig sind aufstiegsorientierte und technokratische Milieus nicht nur kleiner, sondern in ihrer Ausrichtung insgesamt konventioneller und traditioneller als in den alten Bundesländern.²⁴ Die verschiedentlich konstatierte Abwanderung der Oberschicht und weiter Teile der Intelligenz, die nicht unwesentlich zur Dominanz der Arbeiter- und Kleinbürgerschichten in Ostdeutschland beitrug, konnte deshalb im kurzen Zeitraum seit der Wende auch nicht annähernd kompensiert werden, so daß auch weiterhin die Arbeiter- und Kleinbürgerschichten dominieren (vgl. Hradil 1996, 65; Heß, 204). Auch in der subjektiven Einschätzung bestätigt sich diese Milieustruktur, bei entsprechenden Befragungen zeigt sich für Westdeutschland die typische Zwiebelform einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft, in Ostdeutschland hingegen die pyramidenförmige Schichtstruktur einer Arbeitergesellschaft. Auch für die Zukunft ist in den neuen Ländern eher von einer Zunahme des Trends zur Häuslichkeit (Glück im Privaten, Betonung des Wertes der Familie als Sozial- und Zweckgemeinschaft) als zu den Parametern westlicher Freizeitgesellschaften zu erwarten, so daß frühere Thesen über die ostdeutsche Angleichung an westdeutsche Lebensmuster und -formen verworfen werden müssen (vgl. Schluchter, 46 ff., Woderich 1997, 88). Auch Segert (1997) registriert eine enorme Stabilität gewachsener Denk- und Verhaltensmuster bzw. die Wiederbelebung altgedienter Beziehungsnetze in den angestammten sozialen Milieus, „*die sich auch unter dem Einfluß wesentlicher Einschnitte bei sozialen Lagemerkmale zunächst erhalten*“ (Segert, 33).

Obwohl die skizzierte Milieustruktur aus DDR-Zeiten also bis heute weitestgehend erhalten blieb, kam es seit der Währungsunion (1990) zu einem Anstieg des Lebensstandards, im Beck'schen Sinn ist hier eher von einem Fahrstuhleffekt auszugehen, der die

²⁴ So auch, daß im Vergleich zum Westen Deutschlands nur gering ausgeprägte Status- und Karriereorientierte Milieu (9 Prozent der ostdeutschen Bevölkerung) (vgl. Hradil, 65 f.).

ostdeutschen Milieus insgesamt auf ein höheres Wohlstandsniveau manövrierte. So stieg das durchschnittlich bedarfsgewichtete Haushaltseinkommen von 1991 bis 1994 in Ostdeutschland um 158 Prozent, so daß sich insgesamt ein Wohlfahrtsgewinn, nicht zuletzt durch den Qualitätssprung im Abgebot an Waren und Dienstleistungen feststellen läßt.²⁵ Doch dieser Wohlfahrtsgewinn, der zwar objektiv für alle Schichten bzw. Milieus, gegeben ist und auch individuell so interpretiert wird, darf nicht verstanden werden, als allgemeine Zunahme von Zufriedenheit, denn die aktuellen Erwartungen an die Zukunft liegen bei den Bürgern der neuen Bundesländer unter den Zufriedenheitswerten für die Gegenwartseinschätzung des Jahres 1990 (vgl. Woderich 1997, 92). Die Auswirkungen des Transformationsprozesses objektivieren sich daher nicht nur auf der Ebene des sozialstrukturellen Wandels, sondern auch in spezifischen Wertorientierungen, Mentalitäten und nicht zuletzt auch in nostalgischen Retrospektiven an verlorengegangene sozialistische Lebenswelten, die wie sich zeigen wird, auch für einen Großteil der ostdeutschen Jugendlichen weiterhin eine wichtige Orientierungsfunktion übernehmen.

5.1.2. Zur mentalen Lage - Werte und Orientierungen in Ostdeutschland

Nun sind Nostalgien nicht spezifisch ostdeutsch, auch im Westen der Republik erinnert man sich gern der guten alten Zeiten angesichts einer drohenden „Berliner Republik“, insoweit wächst zusammen, was zusammen gehört. Die Ursachen für Nostalgien ostdeutscher Provenienz lassen sich in einer sozialpsychologischen Perspektive folgendermaßen erklären: Da der Mensch selbst bei der Reflexion über die Vergangenheit in den gegenwärtigen Sozialmilieus verhaftet bleibt, vergleicht er die aktuellen Erfahrungen mit der früheren Gesellschaft. Mit Hilfe des kontemplativen oder träumerischen Gedächtnisses, durch Entgegensetzung der alten Gesellschaft vermag das Individuum jedoch aus der aktuellen Gesellschaft zu entfliehen. Diese Form des Reproduzierens hat

²⁵ Feststellbar sind diese Entwicklungen unter anderem am Motorisierungsboom, die Angleichung an den westlichen Pkw-Bestand vollzog sich jedoch nicht allmählich, wie in den alten Ländern (1970 -1984), sondern etwa viermal so schnell (1989-1993). Des weiteren ist ein enormer Ausstattungsschub in den ostdeutschen Haushalten (Haushalts- und Unterhaltungselektronik, Telefon usw.) zu verzeichnen (vgl. Geißler, 130).

den Vorteil, daß die „unangenehmen“ Aspekte der früheren Gesellschaft vergessen sind, „weil der Zwang nur gespürt wird, solange er ausgeübt wird, und weil per definitionem ein vergangener Zwang eben nicht mehr ausgeübt wird“ (Halbwachs 1985, 156 ff.).

Auch Schmidtchen (1997) stellt in einer ebenfalls sozialpsychologisch orientierten Perspektive fest, daß die meisten älteren Jugendlichen, die DDR durchaus positiv erlebt haben (Kindergarten, keine Angst vor Kriminalität, soziale Sicherheit, menschliche Beziehungen), während die negativen Figurationen (Reisemöglichkeiten, Kontrolle durch die Partei) meist noch nicht so wirksam und spürbar waren (Schmidtchen, 76).

Während derartige Deutungsversuche für die DDR-sozialisierten Generationen insgesamt als zutreffend erscheinen, versagen sie jedoch für diejenigen Generationen in Ostdeutschland, die keinerlei Erinnerungen an die vergangene Gesellschaft haben. Dennoch sind die positiven Reminiszenzen an den untergegangenen deutschen Staat nicht nur in älteren Generationen verortet. Friedrich/Förster (1997) stellten in einer Vergleichsstudie bei sächsischen Schülern der 8 - 10. Klassen eine immer positivere Bewertung des Lebens in der DDR von 1990 - 1994 fest und prognostizieren eine Fortsetzung dieses Trends (Friedrich/Förster, 26). Dies verweist nicht zuletzt auf die Evidenz ihrer Sozialisation im Transformationsprozeß und der dadurch internalisierten Einstellung- und Orientierungsmuster. Das Phänomen der „Ostalgie“, die positive Verklärung der gesellschaftlichen Vergangenheit ist aber nur die Oberfläche, die Objektivierung der Genese eines Konglomerats spezifischer Einstellungsmuster und sedimentierter Erfahrungen im ostdeutschen *kollektiven Gedächtnis*²⁶, welches nicht zuletzt einen wichtigen Teilaspekt des lebensweltlichen Hintergrunds im Sozialisationsprozeß der Jugendlichen abbildet. Dieses spezifische *kollektive Gedächtnis* ist ein dynamisches Instrumentarium bei der Genese der "ostdeutschen Identität", daß in Abhängigkeit vom Transformationsprozeß

²⁶ Den Begriff des kollektiven Gedächtnisses geht auf Halbwachs zurück, nachdem sich dieses von der Geschichte unterscheidet durch seine Kontinuität (keine deutlichen Trennungslinien) und seine Bezogenheit auf die Grenzen der Gruppe, deren Träger es ist (vgl. Halbwachs 1967, 66ff.). Das „kollektive Gedächtnis“ soll hier aber synonym zum „kulturellen Gedächtnis“ im Sinn von Aleida Assmann (1994, 427 ff.) als ein soziales Konstrukt gedacht werden, indem subjektive Erfahrungen transzendiert und externalisiert (Symbolisierung) und damit für alle (Gesellschaftsmitglieder) zugänglich (generalisiert) werden. Das kulturelle Gedächtnis als symbolische Konstruktion von Wirklichkeit mit ihrem Orientierungscharakter für den einzelnen Menschen hat(te) in der DDR/in den neuen Bundesländern seit 1945 eine andere Basis als in den alten Bundesländern. Folglich soll das kulturelle bzw. kollektive Gedächtnis hier primär als ein gesellschaftliches Arbeitsmittel zur Erzeugung und Mobilisierung eines Wir-Gefühl begriffen werden (vgl. Hettlage 1997, 10).

immer wieder neue Deutungsmuster generiert. Die Konstruktionsdeterminanten der "ostdeutschen Identität" werden später noch genauer zu analysieren sein. (siehe Kapitel 6.4.1.) Zunächst sollen im folgenden jedoch noch wichtige Wertvorstellungen und Normorientierungen im lebensweltlichen Hintergrund ostdeutscher Jugendlicher transparent gemacht werden.

„Gemeinschaft statt Persönlichkeit“

- Graffitispruch an einer Leipziger Häuserwand -

Individualisierungsaufprall und Entsolidarisierungsschock? Befragt nach ihren Eindrücken von der neuen Gesellschaftsordnung weist eine Mehrheit der Bürger in den neuen Bundesländern auf den Mangel an sozialem Miteinander, an Sinn und Verantwortung für die Gesellschaft hin. Dieser Einschätzung folgen nicht zuletzt auch die Jugendlichen, die sich zwar in ihren Lebenszielen und -vorstellungen kaum noch von ihren westdeutschen Pendanten unterscheiden, aber in ihren Reminiszenzen an die DDR meist in Aussagen wie „besseres Miteinander“ und „ausgeprägteres Gemeinschaftsgefühl“ kumulieren (vgl. Blank, 35; Schmidtchen, 35).

Eine wichtige Ursache für diese Entwicklungen liegt begründet in dem plötzlichen, mit dem Einzug der D-Mark, massiv einsetzenden Bedeutungsverlust der bis dahin dichten sozialen Netzwerke. Diese ausgedehnten Beziehungsgeflechte waren notwendig um durch Tausch schwer zugänglicher und seltener Güter, die Defizite der Mangelwirtschaft durch eigene Initiative auszugleichen. Die Pflege dieser Verbindungen setzte prinzipielle Offenheit voraus, sie beruhte weniger auf streng festgelegten Tauschritualen, sondern vielmehr auf der ständigen Pflege und Ausweitung der bestehenden Kontakte. Es ging also im Rekurs auf Bourdieu, um die ständige Pflege sozialen Kapitals, wodurch natürlich auch emotionale aber hauptsächlich dem rationalen Kalkül folgende Abhängigkeiten geschaffen wurden. In einer streitbaren aber dennoch fruchtbaren Studie zur staatlich verordneten Moral, verweist Meulemann (1998) auf die Tatsache, daß die Mehrheit der ehemaligen DDR-Bürger rückblickend Hilfeleistungen für andere

hauptsächlich damit begründet, auch mal Hilfe zu gebrauchen. Außerdem machten die Befragten darauf aufmerksam, daß dies stärker von vorausgegangenen Eigenleistungen abhing, als von der persönlichen Qualität der Beziehung, wodurch sie den funktionalistischen Charakter der Netzwerke unterstreichen (vgl. Meulemann, 412). Diese Form des sozialen Lebens durchzog alle gesellschaftlichen Bereiche und insofern war das Leben in der DDR „*stärker gemeinschaftsorientiert und bis in die Großstädte und großen Plattensiedlungen hinein dörflicher als in westdeutschen Städten*“ (vgl. Neef/Schäfer, 50).

Die Währungsunion brachte nun die Macht des Geldes in bis dahin nicht gekannter Brisanz zum Tragen und machte die weitere Pflege dieser Netzwerke für den einzelnen zunehmend überflüssig, persönliche Beziehungen waren weniger notwendig und wurden ersetzt durch rein sachliche Beziehungen auf der Basis der Geldwirtschaft, und es ist für die zukünftige Entwicklung in den neuen Bundesländern davon auszugehen „*daß die Zahl der auf Geld gestellten Verhältnisse stetig zunimmt, und die Bedeutung des Menschen für den Menschen mehr und mehr, wenn auch oft in sehr versteckter Form, auf geldmäßige Interessen zurückgeht*“ (Simmel 1987, 542).

Diese Erfahrung wird heute in ihrer Wirkkraft vielfach unterschätzt, denn der Übergang war nicht allmählich, sondern abrupt. Die daraus resultierenden kollektiven Wahrnehmungen beeinflussen nach wie vor auch die nachwachsenden Generationen in ihren Bewertungen über die gegenwärtige Gesellschaft. Stellvertretend hierfür steht folgende Aussage eines 16jährigen Mädchens:

„Meine spontane Assoziation zur heutigen Gesellschaft ist ‘Unterdrückung’. Wer nicht gut genug ist, der wird auf die Straße gesetzt, dann hat er ein Problem und muß zusehen wie er weiter kommt. Der einzige Wert, den die Gesellschaft kennt, ist Geld, das heißt materielle Werte“ (zit. nach Blank 1997, 40).

So sind beispielsweise in den einst in der Bevölkerung mehrheitlich präferierten Wohnungen in Plattenbauten - als objektivierte Form relativer sozialer Homogenität in der DDR - die Zeichen der neuen Zeit am deutlichsten spürbar, und hier wird erkennbar, wer in der neuen Gesellschaft Fuß fassen konnte und wer es nicht geschafft hat. Das läßt den Neid entstehen, der so vorher nicht zu spüren bzw. anders dimensioniert war, so daß sich in den überkommenen Wohnstrukturen der soziale Umbruch zunächst in Form vermehrter zwischenmenschlicher Isolation und nachbarschaftlichen Distanzen

(vgl. Klinger, 74), zunehmend aber in einer beginnenden Ghettoisierung der Wohnblöcke äußert. Zurück bleiben (Modernisierungs-)Verlierer in Wohnstrukturen, die auf der Annahme einer vollerwerbstätigen Bewohnerschaft konzipiert wurden.²⁷

Ein weiteres realsozialistisches Element erlebter und gelebter „Gemeinschaftlichkeit“ waren die sozialistischen Betriebe in der DDR, dem zentralen Ort der Lebensgestaltung. Von der Wohnungsverteilung, dem Verkauf von seltenen Sachgütern sowie der Vergabe von Ferienreisen bis hin zu den Betriebsfesten und Betrieblichen Sportgemeinschaften (BSG) war der Betrieb oft nicht nur Mittelpunkt der beschriebenen sozialen Netzwerke, sondern des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, ...*“nicht der Beruf und die Berufsmoral, sondern die Betriebszugehörigkeit blieb für die individuelle Lebensführung letztlich bestimmend“* (Schluchter, 35).

Die DDR war demnach eine Arbeitsgesellschaft in dem Sinne, daß sie alle wesentlichen Lebensvollzüge über den Betrieb vermittelte. Er gewährleistete soziale Sicherheit, stellte Kulturleistungen und Gelegenheiten für Geselligkeit bereit und bot über Deputatleistungen sowie den Tauschmarkt auch ökonomische Vorteile (vgl. Greiffenhagen/Greiffenhagen, 33). Vor allem die organisierten geselligen Aktivitäten werden im Nachhinein als bewahrens-werte Bestandteile des Soziallebens erinnert, deren Wegfall bis heute etwa durch das Vereinswesen nicht annähernd abgefangen werden konnte, auch wenn hier „Volkssolidarität“ oder Kleingartenvereine wichtige kompensatorische Funktionen übernahmen und vereinzelt weiterexistieren.²⁸

Auch die Beziehungen unter den Betriebsangehörigen wurden mit Einführung der Marktwirtschaft völlig neu bewertet, abrupt wandelte sich die nie so recht wahrgenommene Agitation (‘‘Im Westen hört die Demokratie vor dem Betriebstor auf’’) zur allgegenwärtigen Erfahrung.²⁹ Die Arbeitskontakte sind in der neuen Gesellschaft kaum noch kollegial geprägt, zum einen aufgrund der Bewertung der Arbeitskraft nach dem aktuellen Marktwert, zum anderen auch durch den Konkurrenzdruck, der durch das Wissen um die Arbeitslosenzahlen und die eigene Austauschbarkeit zusätzlich über-

²⁷ Bezeichnenderweise wurden die Plattenbauten im Volksmund „Arbeiterschließfächer“ genannt

²⁸ 1994 waren nur etwa ein Viertel der Ostdeutschen Mitglieder in einem Verein. Damit ist die Einbindung in Gruppenbezüge niedriger, als sie in der DDR waren und in den alten Ländern sind (vgl. Neef/Schäfer, 75).

²⁹ Diese Betriebe waren zwar hierarchisch strukturiert, aber der Führungsstil war gekennzeichnet durch Vertrauen und Lenkung. Vorgesetzte und Mitarbeiter standen ebenfalls in einem Beziehungsverhältnis, nach der Wende dominierte das Sachverhältnis (vgl. Schmidtchen, 131).

formt wird. Dementsprechend stellen Kury/Obergfell-Fuchs in ihrer Studie fest, daß die Ostdeutschen ihre Kollegen vor der Wende deutlich weniger als die Westdeutschen als Konkurrenten einschätzten, nach der Wende und vor allem nach 1993 dagegen deutlich mehr (vgl. Kury/Obergfell-Fuchs, 304). Die Implosion der ostdeutschen Gemeinschaft in eine Gesellschaft konkurrierender Individuen offenbart sich meines Erachtens besonders deutlich im regelrechten Ansturm der Kinder bzw. Jugendlichen auf die ostdeutschen Gymnasien. Hier werden nicht nur lang gehegte, von in der DDR aufgewachsenen Generationen nur selten umsetzbare Wünsche in ihren Kindern verwirklicht, vielmehr ist es auch die einzige Möglichkeit den zukünftigen Anforderungen gewappnet zu sein. Aber auch infolge der strukturellen Engpässe auf dem Arbeitsmarkt und in der Antizipation, nach der Schule ohne Lehrstelle dazustehen, entschlossen sich viele Schüler, ihre Schulausbildung zu verlängern und dadurch möglicherweise einen strukturell leichter zugänglichen Studienplatz zu erlangen (vgl. Segert, 53 ff.).

Dementsprechend werden Hauptschulabschlüsse in den neuen Bundesländern nahezu nicht angenommen (lediglich 5 Prozent der Schüler wollen sich damit zufrieden geben!). Angesichts dieses Drucks ist „Zeit zum Ausprobieren“ als Motto ihres spezifischen Lebensabschnitts, für immer weniger Jugendliche wirklich noch vorhanden. Auch eine Schülerstudie bestätigt die Annahme: ostdeutsche Jugendliche verstehen Bildungs- und Berufsqualifikationen häufiger als Investition in die Zukunft als ihre westdeutschen Altersgenossen (vgl. Zinnecker 1996 u.a., 336; Hettlage/Lenz, 196). Die von ostdeutschen Jugendlichen angestrebten Bildungsinvestitionen beruhen auf einer *Doxa*³⁰, in der höhere Bildung mit späterem sozialem Aufstieg gleichgesetzt wird, weshalb für die Zukunft kollektive Paradoxiaeffekte (Widersprüche zwischen individuellen Erwartungen und den Folgen kollektiver Ereignisse und Prozesse) nicht auszuschließen sind.³¹

Aufgrund der beschriebenen Tendenzen wird Jugend als Lebensphase immer stärker den Kriterien einer rationalen bzw. pragmatischen Lebensplanung unterworfen, wenn man sich die Chancen für die Zukunft wahren will. Eine zusätzliche Brisanz gewinnt

³⁰ Bourdieu sieht in der *Doxa*, die Gesamtheit der Ordnungsvorstellungen und -prinzipien von Menschen, als Begründung der realen, als auch der gedachten Welt, die selbstverständlich und fraglos hingenommen werden (vgl. Bourdieu, 737).

³¹ Ein Paradoxiaeffekt tritt zum Beispiel ein, wenn der Aufstiegswille des Arbeitersohns, der sich unter finanziellen Entbehrungen auf eine verlängerte Schulzeit bzw. ein langes Studium einläßt, dann nicht belohnt wird, wenn ein überdurchschnittlich hoher Prozentsatz von Jugendlichen den gleichen Entschluß faßt (vgl. Müller, 305/306).

diese Bildungsexpansion für diejenigen, die nicht an ihr partizipieren, sondern nur einen Haupt- oder Förderschulabschluß erreichen können und damit auch für die Zukunft annehmen müssen, auf der unteren sozialen Leiter zu verbleiben.³² Diese Jugendlichen werden uns später noch genauer beschäftigen (Kapitel 7.2.3. und 7.2.4.).

Es geht also nicht um einen plötzlichen Konkurrenzdruck, dem die Jugendlichen in Ostdeutschland ausgesetzt sind, sondern um die Durchsetzung eines weit kompromißloseren Sozialprinzips, indem sich jeder selbst der Nächste ist (Eine Situation, die im Gegensatz zu den alten Bundesländern auch durch die Prozesse der Sozialisation nicht antizipiert werden konnte). Diese Einschätzung wird auch durch die 1993er Freiburg-Jena-Studie bestätigt, in der die Items „Man kann sich nur auf sich selbst richtig verlassen“ und in der „Gesellschaft kümmert sich keiner um den anderen“ nur bei den Jugendlichen in Jena seit der Wende einen deutlichen Anstieg verzeichnen (vgl. Kury/Obergfell-Fuchs, 303).

Unter Kenntnis dieses situativen Kontextes im Lebenszusammenhang Jugend ist es nicht verwunderlich, daß beträchtliche Teile der Jugendlichen in den ostdeutschen Tenor einstimmen und die DDR-Vergangenheit zur kollektiven Idylle verklären. Generationenübergreifend spricht man ohne jeden ideologischen Anspruch von der ‘guten alten Zeit’ des besseren sozialen Miteinanders, was auch nicht verwundert angesichts weiter zunehmender Resignation und Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Entwicklung und Anzeichen wachsender Anomie (vgl. ebd. 302). „*Die Wirkzonen der sozialen Nahbereiche reduzieren sich damit häufig auf die Familie. Sie sind zumeist das einzige, was an intaktem Gruppenhalt geblieben ist.*“ (Klinger, 74)

Diese Einstellungen korrespondieren nun mit spezifischen Vorstellungen von *sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit*, den grundlegenden Idealen/Utopien der sozialistischen Idee. Für das Jahr 1995 sind dann bezeichnenderweise die Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Jugendlichen bei der Bewertung des Sozialismus als guter Idee ebenfalls gravierend. So bewerten ca. 70 Prozent im Osten und nur etwa 40 Prozent im Westen entsprechende Weltauffassungen als positiv (vgl. Terwey, 180), was meines Erachtens auf die Persistenz sozialistischer Ideen und damit einhergehenden meist diffusen

³² Dies ist vorerst festzuhalten, denn gerade die niedrigen und mittleren Bildungsabschlüsse sind bei den Tatverdächtigen überdurchschnittlich vertreten, sofern sie nicht noch die Schule besuchen.

Gleichheits- und Gerechtigkeitsvorstellungen auch bei den Jugendlichen in den neuen Ländern hinweist.

Nun trifft aber die in der sozialistischen Idee implizit enthaltene Vorstellung von der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen auf die Rechtsgleichheit, als Lebelement der Demokratie. Hartung sieht daher auch das eigentliche Trauma der Ostdeutschen im Bruch mit der (relativen) Gleichheitskultur der DDR, wodurch sie abrupt in die Konkurrenz ungleicher Individuen geschleudert wurden (vgl. Schoeck, 199; Hartung, 49). Es fanden und finden die beschriebenen Um- und Neuverteilungen statt, dynamische Prozesse, in denen die planwirtschaftliche Struktur relativer sozialer Gleichheit in die marktwirtschaftliche Struktur zunehmender sozialer Ungleichheit transformiert wird. Sichtbar äußern sich die Veränderungen in einer zunehmenden sozialen Differenzierung, damit verbundener Pluralisierung und Individualisierung, aber vor allem in der oben beschriebenen zunehmenden Konkurrenz. Die staatlich garantierte soziale Sicherheit wurde abrupt ersetzt durch die unsichere Perspektive individueller Wohlstandsverantwortung, in deren Folge das neue System trotz individueller Wohlfahrtsgewinne als ungerechter empfunden wird. Dies verweist wiederum auf das Phänomen, daß die eigene Situation meist besser eingeschätzt wird, als die der (ostdeutschen) Gesellschaft (vgl. Geißler, 131). Bei einer genaueren Betrachtung der politischen Denkrichtungen in den neuen Bundesländern wird dann auch schnell deutlich, daß sowohl *linke* als auch *rechte* Jugendliche in ihren (vereinfachenden) Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit und Gleichheit korrespondieren und derartige Fiktionen häufig zur Begründung politischen Engagements und für Gewaltanwendung heranziehen (vgl. Markus 1994, 156). Diese mehrheitsfähigen Vorstellungen von Gleichheit und Gerechtigkeit werden nun durch ein *ambivalentes Politik- und Staatsverständnis* zusätzlich überlagert. Das Verhältnis der Jugendlichen in den neuen Bundesländern zu den staatlichen und demokratischen Institutionen ist insofern ebenfalls ein wichtiges Erklärungsmoment für deren insgesamt höhere Gewaltaffinität, als dadurch instrumentelle Einstellungen als Mittel zur individuellen oder kollektiven Interessendurchsetzung durchaus plausibel erscheinen.

In ihrer Studie stellten Zinnecker u.a. 1996 fest, daß der Anteil der Jugendlichen in Ostdeutschland, die kein Vertrauen in die *politischen Parteien*, den *Bundestag*, *Bundesregierung* oder *Bundesverfassungsgericht* und *Gerichte* haben, immer um ungefähr

10 Prozentpunkte höher liegt, als bei den westdeutschen Altersgenossen. Auch wenn die Idee der Demokratie prinzipiell hochgehalten wird, die Bürger in den neuen Ländern haben andere Vorstellungen von der Arbeit der (westdeutschen) politischen Institutionen und dementsprechend wird auch die Umsetzung (Demokratieperformanz) von den ostdeutschen Jugendlichen sehr viel kritischer gesehen als von den westdeutschen Jugendlichen (vgl. Zinnecker, 93; Ritter, 71). Die größere Skepsis gegenüber der Demokratieperformanz, die meines Erachtens auch positive Möglichkeiten für die gesamtdeutsche Demokratie (denn Demokratie in meinem Verständnis ist nie ein abgeschlossener, sondern ein dynamischer Prozeß) beinhaltet, hat nicht zuletzt ihre Ursachen in spezifisch ostdeutschen Vorstellungen von Demokratie. Ferner ist in Ostdeutschland mit der Wende das gewohnte politische Ordnungsgefüge - und damit auch die Basis für notwendige Normalität in der sozialen Lebenswelt - durch das neue Institutionensystem der Bundesrepublik ersetzt worden. Neckel u.a. (1997) gehen deshalb der Frage nach, inwieweit die vormaligen Erwartungshaltungen an Politik eine eigenständige ostdeutsche Doxa der Demokratie generierten. Anhand einer Untersuchung der politischen Elite³³ in einer brandenburgischen Kleinstadt kommt Neckel unter anderem zu dem Ergebnis, daß die politische Doxa in Ostdeutschland eher homogen und durch fehlende Diskrepanzen gekennzeichnet ist und über alle parteipolitischen Grenzen hinweg ein „ostdeutsches Kollektivbewußtsein“ jederzeit abrufbar ist. *„Durch einen alles umspannenden Gemeinschaftsglauben bleibt kein Platz für operative Ideen,wie etwa der Wert des Konfliktsoder die Maxime einer Interessenvertretung, die sich nicht sogleich als gemeinschaftsdienlich versteht und dadurch Konflikte verursachen kann.... Die politische Doxa in Ostdeutschland stellt sich letztlich dar, als Konglomerat aus Gemeinschaftlichkeit, Pragmatismus, Materialismus und Innerlichkeit“* (vgl. Neckel, 676).

Diese Kennzeichen politischer Kultur liegen begründet in der deutschen Geschichte und wurden in der DDR in ihrer Bedeutung noch gesteigert (siehe Exkurs). Diese Situation verschärft sich nun in dem Maße, wie das Mißtrauen in die westdeutschen Institutionen weiter anhält, gemeinsamkeitsstiftende Distanzierungen befördert und Anti-

³³ Nach Neckel sind die Grundüberzeugungen der politischen Elite ein wichtiges Element der Orientierungsfindung der politischen Öffentlichkeit, deren politischen Alltagsverständnis sie aber schon aus Eigeninteresse in die eigenen politischen Handlungsstrategien inkludieren muß (vgl. Neckel, 665).

Staatseffekte³⁴ in die neue Gesellschaft transformiert werden. Das Mißtrauen in staatliche Institutionen lebt heute insofern weiter, als das politisch-institutionelle System der Bundesrepublik den Bürgern in den neuen Bundesländern, aufgrund der politischen Entfremdung, weiterhin als oktroyiert erscheint (Merten/Otto 1993, 23), was die wachsende Distanz gegenüber den politischen Institutionen auch für die Zukunft erwarten läßt. Entsprechend empfand noch 1995 die Hälfte der ostdeutschen Jugendlichen den Einigungsprozeß als ungerecht (vgl. Schmidtchen, 86).

Der lokale ostdeutsche Konsens wird somit auch vom Gros der ostdeutschen Jugendlichen als einzige, unhinterfragbare Offerte und letztlich als 'Schutzstrategie' verstanden, partikulare Interessen, gegen Bonner Entscheidungen durchzusetzen (vgl. Ritter, 73). Das Gefühl, nur nominell dazuzugehören und die politischen Entscheidungen des Bundes nicht beeinflussen zu können, die Fortdauer des beschriebenen Mißtrauens in die Möglichkeiten der Politik sind also auch bei den Jugendlichen in Ostdeutschland anzutreffen, und es wird allgemein für diese Generationen eine Entfremdung vom herrschenden politischen System als Resultat existentieller Verunsicherungen registriert (vgl. Friedrich/Förster, 50). Als wesentliche Aspekte der Demokratie begreifen ostdeutsche Jugendliche demnach vergleichsweise häufiger die Items „Recht auf Arbeit“ und „direkte Bürgerentscheidung“, dagegen seltener (im Vergleich zu den westdeutschen Jugendlichen) die Items „Meinungsfreiheit“, „Soziale Marktwirtschaft“, „Freiheit der Kunst“ und „Ungehinderte Zuwanderung von Ausländern“ (deutlich weniger!). Sie sehen weniger Bürgerinitiativen als Möglichkeit der Interessendurchsetzung, präferieren dagegen häufiger Gewalt als ultima ratio (vgl. Fischer, 308 ff.).

Bezeichnenderweise werden dann auch von den Jugendlichen in den neuen Bundesländern die Möglichkeiten zur Eindämmung der fremdenfeindlichen Gewalt, vor allem in der Verbesserung der zielgruppengerechten Freizeitinfrastruktur und in der Schaffung von Lehrstellen und Arbeitsplätzen gesehen. Die Jugendlichen entsprechen in ihren Vorstellungen letztlich den in der ostdeutschen Öffentlichkeit diskutierten Lösungsansätzen, wobei immer eine stark auf „gesamtgesellschaftliche Lösungen“ abstellende Perspektive durchscheint und dabei vergleichsweise eher den Wunsch nach Identifikati-

³⁴ Besonders Ende der 80er Jahre konstituierten sich zunehmend gegenidentitäre Orientierungen mit dichotomen Weltbildern, die zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen privaten Lebensumfeld und staatlicher Gesellschaft immer schärfer trennten (vgl. Häuser, 230).

on mit einem starken Staat äußern als westdeutsche Jugendliche. (Markus 1994, 162; Schlegel/Sydow, 82) Ein 18jähriger Jugendlicher sah sich noch 1996 also 7 Jahre (!) nach dem Zerfall der DDR zu folgendem Statement veranlaßt:

„Ich sehe gerade die zunehmende Gewaltanwendung gerade unter Jugendlichen darin, daß die Jugendlichen nicht mehr so integriert sind wie bei der FDJ. Ich glaube schon, daß es daran liegt, daß man ziemlich lose in der Gesellschaft steht und denkt, man hat keine Perspektive mehr.“ (zit. nach Blank 1997, 44)

Auch die ansteigende Bedeutung für Items wie „Soziale Ordnung“ und „Nationale Sicherheit“, aufgrund einer deutlicher ausgeprägten Verbrechensfurcht unter ostdeutschen Jugendlichen im Vergleich zu ihren westdeutschen Alterskollegen - bei einer immer noch deutlich geringeren Kriminalitätsrate in den neuen Bundesländern - verdeutlicht meines Erachtens die Persistenz eines paternalistischen Staatsverständnisses unter ostdeutschen Jugendlichen (vgl. Zinnecker u.a. 1996, 19; Kury/Obergfell-Fuchs, 302).

Der Ausführungen verdeutlichen, daß sich die Jugend in den neuen Ländern doch teilweise erheblich von ihren westdeutschen Alterskollegen unterscheidet, weshalb der folgenden Einschätzung nichts hinzuzufügen ist:

„Die ostdeutsche Jugend ist durch den radikalen gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 sowie durch die komplizierten Umgestaltungs- und Modernisierungsprozesse der Transformationsphase, die zu fundamentalen Veränderungen ihrer Lebenswelt geführt haben, entscheidend geprägt. Daher kann es nicht verwundern, daß in Ostdeutschland eine Jugendgeneration heranwächst, die sich in grundlegenden Merkmalen, von denen ausschließlich DDR-geprägten Generationen unterscheidet, die aber auch ganz spezifische (ostdeutsche) Züge, ihre eigene Charakteristik (psychische Generationsgestalt) besitzt.....die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Umbrüche nach der Wende und der Vereinigung mußten auch vom Großteil der jugendlichen Bevölkerung als „kollektive Grenzsituation“ empfunden werden, worauf sie verstärkt mit Orientierungs- und Verhaltensunsicherheit, oft auch mit Sensibilität, Resignation oder aber mit spannungsentladenden Handlungen (aggressiven Aktionen) reagierte.“ (Friedrich/Förster, 22)

Die Autoren verweisen hier erneut auf Verbindungslinien zwischen Verhaltens- und Orientierungsunsicherheit und aggressiven Reaktionen der Jugendlichen, bleiben aber

letztlich in ihren Schlußfolgerungen für unseren Untersuchungskontext zu allgemein. Deshalb sollen die dominantesten Lebensorientierungen ostdeutscher Jugendlicher als Erklärungsfaktoren herangezogen werden. Eventuell können dadurch mögliche Interpendenzen evidenter sichtbar gemacht werden.

5.2. Zwischen Pflicht und Genuß - Jugendliche Lebensorientierungen (nicht nur) in Ostdeutschland

Den Lebensabschnitt der Jugend (in den neuen Bundesländern) haben wir weiter oben als spannungsgeladene Phase zwischen gesellschaftlicher Identitätszuweisung (Integration) und individueller Identitätsentwicklung (Individuation) verstanden, der sich in spezifischen jugendlichen Alltagswelten vollzieht. Jugendliche Alltagswelten sind Zwischenwelten, die auf der Spannung zwischen einer vertrauten Kinderwelt und bevorstehender Erwachsenenwelt mit ihrer Unübersichtlichkeit und Heterogenität aufbauen, die jedoch für den Einzelnen schon durch den bisherigen Prozeß der Sozialisation spezifisch vorstrukturiert sind (Lenz 1986, 109). In den Handlungsfeldern jugendlicher Alltagswelten, die sich im vorliegenden Fall hauptsächlich um den traditionellen Pol der Herkunftsfamilie, in zunehmenden Maße bei einem Gros der Jugendlichen jedoch um die sekundäre Sozialisationsinstanz in der Gruppe (primär Gleichaltrige - peers) bewegen, die wiederum meist durch die Schule oder andere Ausbildungsstätten bestimmt wird, sind die Jugendlichen vor die Aufgabe gestellt, aus dem gesellschaftlichen Angebot eigene Lebensentwürfe mit sinnstiftendem Charakter zu erstellen. Auch die Heranwachsenden in den neuen Bundesländern sind also vor die Aufgabe gestellt, ihre individuelle Lebenswelt unter Einschluß der überschaubaren Zukunft als `Erwachsene` (Mörth, 335) selbst zu gestalten, und das in einer Kultur, die sich irgendwo zwischen Arbeitsgesellschaft und Freizeitgesellschaft, zwischen *Pflicht zur Pflicht* und *Pflicht zum Genuß* (Bourdieu³⁵) bewegt, einer Gesellschaft, die planwirtschaftliche in marktwirtschaftliche Strukturen getauscht hat, ohne jedoch schon in der bundesrepublikanischen Postmoderne angekommen zu sein.

5.2.1. Die arbeits- bzw. berufsorientierte Orientierung

Als zentraler Bestimmungsfaktor für die Jugendphase in den neuen Bundesländern soll hier deshalb, auch unter Verweis auf die Erläuterungen in Kapitel 4.3.1. und in Anlehnung an Mörth (1991) die Tatsache bezeichnet werden, daß diese lebensgeschichtliche Phase durch die Notwendigkeit der erstmaligen Herstellung von Arbeitsvermögen geprägt ist (vgl. Mörth, 352 ff.). Arbeitsvermögen im hier gedachten Sinn wird nicht nur durch die Vermittlung und Erwerb von Qualifikationen hergestellt (Lenz 1986, 122), sondern auch durch die erfolgreiche Vermittlung der dafür notwendigen Wertorientierungen. Zu diesen Wertorientierungen, die die Arbeitssituation als kontinuierliches Handlungsfeld erst intersubjektiv definieren, gehören nach wie vor die Hauptziele Leistung, Berufserfolg, beruflicher und damit letztlich sozialer Aufstieg. Zur Umsetzung dieser Hauptziele müssen die Jugendlichen im Verlaufe der Sozialisation spezielle Wertorientierungen internalisieren, die ihre bevorstehende Integration in den Arbeitsprozeß erst ermöglichen. Dies sind primär die direkt handlungsbezogenen Wertorientierungen wie Fleiß, Verlässlichkeit, Ordnung, Anerkennung von Autorität, was letztlich auf die Resistenz der „säkularisierten“ protestantischen Ethik als dominantes Orientierungsmuster verweist, deren Inkorporierung von Jugendlichen in den westlichen Gesellschaften generell erwartet wird (vgl. Mörth, 352 f.). Arbeit stand wie beschrieben auch in der DDR im Zentrum des gesellschaftlichen Lebens und wurde infolge der gesellschaftlichen Transformation in marktwirtschaftliche Mechanismen (Arbeit wurde vom ubiquitären zum knappen Gut) in ihrem Bedeutungsgrad noch gesteigert, was unter Kenntnis des vorangegangenen Sozialisationsprozesses auch der Mehrheit der Jugendlichen in den neuen Ländern nicht entgangen sein dürfte. *„Berufsarbeit verliert zwar im Zuge der Relativierung von Pflichtethiken für wachsende soziale Gruppen ihre zentrale zielsetzende Bedeutung, nicht aber ihre dominante Funktion für soziale Positionierung“* (Segert, 73).

Daß die Jugendlichen in den neuen Bundesländern den Wert der Arbeit für die zukünftige Lebensgestaltung durchaus erfolgreich inkorporiert haben, zeigt sich in der Tatsa-

³⁵ Während Bourdieu derartige Tendenzen vor allem für die kleinbürgerlichen Milieus in Frankreich feststellte, sind sie heute längst Phänomene, die generell kennzeichnend sind für westliche Gesellschaften.

che, daß sie das Problem der Arbeitslosigkeit, ganz gleich, ob sie davon betroffen sind oder nicht, als das bedrückendste gesellschaftliche Problem empfinden. 31 Prozent fühlen sich sehr stark belastet. Obwohl sich die Problematik der Arbeitslosigkeit in der Gegenwart sowohl für ostdeutsche als auch für westdeutsche Jugendliche als gesellschaftliches Hauptproblem darstellt, reagieren die Jugendlichen aus den neuen Ländern doch sensibler auf dieses Phänomen, so daß 1995 unter ihnen 87 Prozent gegenüber 74 Prozent in den alten Ländern, die Arbeitslosigkeit als großes gesellschaftliches Problem charakterisierten (vgl. Beyer 1997, 61; Heller/Fischer, 95 ff). Diese Einschätzungen beruhten auch auf objektiven Tatsachen: „Anfang 1993 betrug der Anteil ostdeutscher Jugendlicher an allen Arbeitslosen in Deutschland zwischen 16 und 25 Jahren 30 Prozent, obwohl dort nur 18 Prozent dieser Altersgruppe leben.“ (Segert, 53 f.)

Jugendliche in den neuen Bundesländern sind außerdem charakterisiert durch eine weiterhin hohe Ausprägung des Selbstverwirklichungsanspruchs an die Arbeit, sowie eine nach wie vor ausgeprägtere Leistungsorientierung im Vergleich zu ihren westdeutschen Alterskollegen. Auch das ausschließlich materielle Interesse an der Arbeit sei unter Ostdeutschen Jugendlichen kaum vertreten. Eher scheinen sie in ihren Arbeitsorientierungen durch einen (immer noch zunehmenden) ausgeprägten Sicherheitsanspruch geprägt zu sein. „*Von den beruflichen Zukunftsperspektiven hängt im Osten noch stärker als im Westen das Zukunftsvertrauen junger Menschen überhaupt ab.*“ (Schmidtchen, 125)

Die verstärkte Sicherheits- und Leistungsorientierung korrespondiert nun mit einer abnehmenden Zustimmung der gesellschaftlichen Bezogenheit, der sozialen Bestimmung von Arbeit und Beruf. Der Sicherheitsanspruch an den Beruf, reflexive die Arbeit, liegt begründet in der o.a. Antizipation möglicher Arbeitslosigkeit.

Auch wenn 1996 die Ethiken der Pflicht und der Leistung als zentrale Wertmaßstäbe im Leben der Jugendlichen in den neuen Bundesländern noch dominieren (57 Prozent), ist doch die Fraktion der „Genußethiker“ seit 1991 (40 Prozent) langsam aber stetig angewachsen und lag 1996 bei 43 Prozent (vgl. Zinnecker 1996, 211). Dieser Trend entspricht dem allgemein in westlichen Gesellschaften festgestellten Wandel der Werte, dem Übergang von einer vorwiegend durch asketische Arbeitsmoral geprägten, zu einer hauptsächlich genußorientierten (Konsumenten-) Moral, wobei die jüngere Generation

generell als avant garde dieser Prozesse gilt (Metaphern wie „Spaßgeneration“ werden hierfür medienwirksam in Szene gesetzt).

5.2.2. Die „genußethische“ Orientierung

Der skizzierte Trend von einer pflicht- und leistungsorientierten Ethik zu einer eher genußethischen Orientierung zeichnete sich bereits in der Nischengesellschaft der DDR ab und objektivierte sich hauptsächlich in den privaten, vertrauten Sphären von Familie und Bekannten, die die Konturen einer Freizeitgesellschaft bereits vorzeichneten. Unmittelbar nach der Wende wurden diese privaten, familiären Netzwerke in ihrem Bedeutungsgrad noch gesteigert, wobei vor allem die Familie als letzte Sphäre des „Vertrauten“ erschien. Die Familie übernahm und übernimmt nach wie vor eine wichtige kompensatorische Funktion, als Sozial- und Zweckgemeinschaft, in der die Jugendlichen emotionale *Anteilnahme* und *Verstärkung* erfahren können (vgl. Mörth, 370; Woderich, 88). Jedoch verzeichnen empirische Untersuchungen für die ostdeutschen Jugendlichen seit 1991 einen stetigen Rückgang sozialer und familiärer Orientierungen und eine immer stärkere Orientierung an materiellen und hedonistischen Lebenszielen und damit eine Annäherung an ihre westdeutschen Alterskollegen (vgl. Heller/Fischer, 94 ff.). Folglich wird der ursprünglich familienzentrierte Rückzug der ostdeutschen Jugendlichen zunehmend durch eine konsumistische Genußorientierung³⁶ überlagert. Grundlagen für diese Form von Lebenssinn waren mindestens seit Anfang der siebziger Jahre auch in der damaligen Gesellschaft der DDR verankert, als allmählich eine propagierte Sinnstiftung diesseits der Utopie einer kommunistischen Gesellschaft erfolgte. Soziale Sicherheit und Geborgenheit wurden als gleichberechtigte Werte der Grundidee von der sozialen Gleichheit zur Seite gestellt und damit eine Art „Konsumsozialismus“ etabliert (vgl. Lillig, u.a., 342), der zur Befriedigung der zunehmenden Bedürfnisse einen florierenden Tauschmarkt generierte. Entsprechend konnten Untersuchungen von 1975-1985-1990 bei den Jugendlichen in der DDR eine immer signifikanter hervortre-

³⁶ Diese Lebensorientierung, die durch spezifisch jugendkulturell ausgerichtete Angebote ständige neue Bedürfnisse suggeriert und zum Erwerb auffordert, kann individuelles Handeln (nicht nur der Jugendlichen) sinnvoll besetzen und trägt somit (relativ stabilen) sinnstiftenden Charakter.

tende Bedeutung der Items „Freunde“, „Erlebnisreichtum“, „Mode“ und „Besitz eines Autos“ feststellen (vgl. Schmidtchen, 69). Vor allem seit den achtziger Jahren registrierte man eine Wandlung der Ansprüche Jugendlicher in der DDR immer offensichtlicher in Richtung Ich-Verwirklichung, Selbstbestätigung, Betonung der eigenen Individualität sowie den Anstieg lustbetonter und materieller Lebensorientierungen (vgl. Nolteernsting, 64).

Die Grundlagen für eine ostdeutsche Variante der „Spaßgeneration“ waren demgemäß bereits in der DDR angelegt, wurden aber durch den Einzug der D-Markt und die Integration in die westliche „Genußgesellschaft“ in eine völlig neue Verwirklichungsdimension (Markt der Möglichkeiten) katapultiert. Demgemäß plädierten 1995 71 Prozent der Jugendlichen im Osten für das Item „das Leben zu genießen, sei der Sinn des Daseins“, bei den westdeutschen Jugendlichen liegt dieser Anteil nur geringfügig höher bei 75 Prozent³⁷ (vgl. Schmidtchen, 162).

Die Lebensorientierung Genuß bzw. wie es Schulze (1992) nennt: das Projekt des „Schönen Lebens“ ist sozusagen das Grundkonstrukt, anhand dessen jedes Individuum, seine spezifischen Lebenspläne in eigener Regie zu verwirklichen versucht. *„Das Schöne kommt nicht von außen auf das Subjekt zu, sondern wird vom Subjekt in Gegenstände und Situationen hineingelegt.“* (Schulze, 39)³⁸

Das Projekt des „Schönen Lebens“ ist nun aber durch zwei unterschiedliche Tempi gekennzeichnet: Die Menschen wollen es zum einen in ihrer aktuellen Lebenssituation realisieren (Dimension des *Hier und Jetzt*), zum anderen aber auch für die Zukunft verwirklichen können (Dimension der *Langsicht*). Die Erwachsenen als mehr oder weniger rationale Erlebniskonsumenten können zwischen diesen beiden Dimensionen, trotz aller ‘Streßsymptome’ noch einigermaßen erfolgreich tarieren, denn sie verfügen meist über stabilisierte Identitäten und ökonomische Ressourcen als notwendige Basis für zukünftige Teilprojekte im individuell komponierten ‘Masterplan’ des „Schönen Lebens“.³⁹

³⁷ Auch wenn die Auffassungen, was das Leben zum Genuß macht, doch sehr heterogen sein können

³⁸ Dem Projekt des „Schönen Lebens“ kann als Leitfaden verstanden werden, an dem sich das Individuum in der heutigen Gesellschaft zunehmend orientiert und die individuelle Lebensgestaltung determiniert, so daß alles nach dem individuellen Erlebnis- und Genußwert beurteilt wird. „Die Wohnung zu putzen oder das Auto zu reparieren, unterscheidet sich in der Möglichkeit des Schönseins nicht von Loireschlößchen, Bergkristallen und Rilke-Sonetten.“ (Schulze, 39)

³⁹ Eine verstärkte Gegenwartsorientierung ist ein genereller gesellschaftlicher Trend und damit letztlich in Anlehnung an Luhmann ein kognitives Instrument zur Reduktion von Komplexität (vgl. Junge, 49).

Jugendliche müssen derartige Fähigkeiten meist nicht nur erst erlernen, sie sind aufgrund ihres kleineren Zukunftsfensters (vor allem bei Jugendlichen mit noch instabiler eigener Identität) eher an der Umsetzung des Projekts des „Schönen Leben“ im *Hier und Jetzt* interessiert. Zudem verbindet sich die Dimension der *Langsicht* mit der o.a. instabilen Arbeitmarktsituation in den neuen Bundesländern und folglich hat sie aufgrund ihres zunehmend unsicheren, vor allem aber auch langzeitlichen Charakters für bestimmte Jugendliche einen Charakter der relativen Ferne. In Anbetracht der Ambivalenzen der gesellschaftlichen Entwicklung, der wachsenden Wahlmöglichkeiten auf der einen Seite und der gleichzeitig zunehmenden Handlungsbeschränkungen sowie eines erhöhten „auf sich selbst gestellt seins“ auf der anderen Seite, kann es kaum noch verwundern, daß die „gesellschaftlich zugemutete Orientierung an Zukunft“ von den Heranwachsenden in immer stärkerem Maße zugunsten gegenwartsbezogener Orientierungen ausgetauscht wird (vgl. Junge, 50). Eine nicht unbeträchtliche Zahl der Jugendlichen lebt deshalb vor allem im „Hier und jetzt“, will sich erleben, sich spüren.

„Was man die Subjektivität der Jugend nennt, ist nur dies, daß das Material des Lebens in seiner objektiven Bedeutung ihr nicht so wichtig ist wie der Prozeß, der es trägt, wie das Leben selbst.“ (Simmel 1919, 27)

Nach Ohder (1992) orientieren sich Jugendliche daher überwiegend an der Gegenwart, grenzen sich von Vergangenheits- und Zukunftsmodellen der Erwachsenenwelt ab und tendieren dazu, Situationen jeweils aus und für sich spontan zu definieren (vgl. Ohder, 165). Aber vor allem Jugendliche, die ihre eigene Identität als nicht gesichert begreifen, das sind traditionell vor allem die 13 bis 16jährigen, überblicken nur ein kleines Zukunftsfenster von einer Woche oder einem Monat, wobei für Jugendliche in Ostdeutschland insgesamt eine längere Kontinuität dieses begrenzten Blicks in die Zukunft zu registrieren ist.⁴⁰ Laut der Studie zur Jugend '97 erleben sich ostdeutsche Jugendliche weit länger in dieser Statuspassage verortet als ihre westdeutschen Alterskollegen, die sich vergleichsweise eher als Erwachsene einstufen (vgl. Münchmeier, 286). So verbleiben 15 Prozent der 25 bis 29jährigen in den neuen Bundesländern länger in dem eingeschränkten Fokus, während es in Westdeutschland bei der analogen Kohorte nur 10 Prozent sind. Während die Jugendlichen in den alten Bundesländern erwartungsge-

⁴⁰ Jugendliche mit gesicherter Identität verfügen über einen Zukunftsfokus von 10 Jahren und mehr (vgl. Zinnecker u.a. 1996, 207).

mäß mit zunehmenden Alter den engen Gegenwartsbezug kontinuierlich verlassen, ist diese Phase bei den ostdeutschen Jugendlichen stark verzögert. Zinnecker u.a. begründen das Ausbleiben eines kontinuierlichen Anstiegs biografischer Gewißheiten im dritten Lebensjahrzehnt unter anderem mit den Turbulenzen der Nachwendejahre (vgl. Zinnecker u.a., 206 ff.).

Unter Verweis auf die weiterhin andauernde und von der Mehrheit der ostdeutschen Jugendlichen auch so wahrgenommene „kollektive Grenzsituation“ ist für die Zukunft die Fortdauer der bestehenden Orientierungs- und Verhaltensunsicherheiten zu erwarten. Daneben sind aber vor allem arbeitslose Jugendliche, die in den neuen Bundesländern ebenfalls stärker vertreten sind, in ihrer Identitätsfindung behindert. Diese sind in ihren Lebensauffassungen primär durch die Gefühle der Perspektivlosigkeit und Zukunftsangst gekennzeichnet. Es läßt sich also insgesamt feststellen, daß die Jugendlichen in Ostdeutschland vergleichsweise länger auf Identitätssuche sind. Auch Heller/Fischer registrieren einen Zusammenhang zwischen steigendem Alter und optimistischeren Zukunftsauffassungen und zunehmender Identitätsfindung, wobei vor allem bei Schülern und Lehrlingen in den neuen Bundesländern pessimistische Perspektiven vergleichsweise resistent sind (vgl. Heller/Fischer, 94 ff.). Jugendliche, die nur über eine begrenzte Zukunftssicht verfügen, lassen sich demnach wie folgt aufgliedern:

- *Jugendliche mit kleinem „Zukunftsfenster“* (das sind traditionell die jüngeren Jugendlichen - die 13 bis 16jährigen),
- *Jugendliche in Ausbildung/Arbeitsstellung* (das sind traditionell die 16 bis 25jährigen) deren Zukunftsbild aufgrund der aktuellen und für zukünftig zu erwartenden Arbeitsmarktsituation hochgradig durch Verunsicherung geprägt ist,
- *arbeitslose Jugendliche* (vor allem ältere Jugendliche bzw. junge Erwachsene [20-29jährige]). Sie fühlen sich meist isoliert und vereinsamt aufgrund der Heterogenität der Lebenslagen und sind nahezu prädestiniert, sich die notwendige soziale Anerkennung auf andere Weise zu verschaffen) Nach Junge (1995) ist aber auch generell in der Bundesrepublik eine Reduktion der Zukunftsorientiertheit bei jungen Erwachsenen feststellbar (Junge, 49).

Alle drei Gruppen, die sich hauptsächlich durch eine problematische oder unabgeschlossene Identitätsbildung auszeichnen, sind im Osten Deutschlands häufiger vorhanden, denn eine allmähliche Ausweitung des individuellen Zukunftsblicks als Zeichen für sich stabilisierende Identität ist nicht von den innergesellschaftlichen Perspektiven zu trennen. Für alle drei Gruppen von Jugendlichen oder jungen Erwachsenen läßt die skizzierte Phase der Identitätssuche nun wiederum vermuten, daß die individuellen Wege der Selbstfindung vor allem durch Sinnstiftungsangebote im „Hier und jetzt“ gesucht werden müssen. Dadurch wird der kategorische Imperativ unserer Zeit: „Erlebe dein Leben!“ (vgl. Schulze, 59) in seiner Relevanz ungemein gesteigert. Das Erlebnis⁴¹, implizit die Identifikation der Jugendlichen über die vom Erlebnismarkt offerierten Konsum- und Freizeitstile, ist nun hauptsächlich determiniert durch die individuellen monetären Ressourcen, und folgerichtig sehen sich zwei Drittel der Ostdeutschen gegenüber nur einem Drittel der westdeutschen Jugendlichen durch das fehlende Geld in den Freizeitmöglichkeiten eingeschränkt (vgl. Lenz 1995, 208). Fritsche (1997) und Nolteernsting (1998) konstatieren die Fortdauer dieser Unterprivilegierung auch in der subjektiven Einschätzung der Jugendlichen, in den individuellen Zeit und Geldbudgets, was sich begrenzend auf die Freizeitplanung und -gestaltung auswirke (vgl. Fritsche, 351; Nolteernsting, 169).

Zum anderen fehlt den meisten Freizeit- bzw. Erlebnisangeboten der Reiz des „Außeralltäglichen“. Vor allem Jugendliche mit unabgeschlossener Identität sind nun aber prädestiniert für jene Handlungsalternativen des „Sich Ausprobierens“, des „Sich-Selbst-Spürens“ im außeralltäglichen Erlebnis, im Abenteuer.

⁴¹ Mit profanen Konsumgewohnheiten, meine ich die althergebrachten Konsumstile

5.2.3. Zur Relevanz des Abenteuers in jugendlichen Lebenswelten

„Das Abenteuer ist seinem spezifischen Wesen und Reize nach eine Form des Erlebens....Der Inhalt der vor sich geht, macht das Abenteuer noch nicht: daß eine Lebensgefahr bestanden oder eine Frau zu kurzem Glück erobert wird, daß unbekante Faktoren, mit denen man das Spiel gewagt hat, überraschenden Gewinn oder Verlust gebracht haben, daß man sich in einer physischen oder seelischen Verkleidung in Lebenssphären begibt, aus denen man wie aus einer fremden Welt wieder in die heimische zurückkehrt - das alles braucht noch nicht Abenteuer zu sein, sondern wird es erst durch eine gewisse Gespanntheit des Lebensgefühls, mit dem solche Inhalte sich verwirklichen.“ (Simmel, 1919, 18)

Die Simmel'sche Charakterisierung des Abenteuers ermöglicht zum einen die Abgrenzung von dem allgemeinen Erlebnisbegriff⁴² und macht zum anderen deutlich, daß gerade Jugendliche mit instabiler Identität bzw. kurzem Zukunftsfenster generell dieses Prinzip der Lebensbewältigung für attraktiv halten. Das Abenteuer (action, thrill) kann so vor Langeweile und dem Gefühl der Sinnlosigkeit bewahren. Auch Mörth betont in diesem Zusammenhang, daß es sich dabei nicht um routinierte Formen alltäglichen Handelns, sondern um außeralltägliche Handlungssituationen handelt, die von den Jugendlichen bewußt gewählt werden. Voraussetzung dafür ist das Verlassen des Bekannten, die Exterritorialisierung, wodurch nach Simmel die ganze Summe des Lebens fühlbar wird. Mittels des Abenteuers steht der Jugendliche jenseits des alltäglichen Lebens, zum einen aufgrund der subjektiven Wahrnehmung als Außergewöhnliches bzw. Fremdes und Unvertrautes, „*zum anderen in seiner Existenzweise als geschlossenes Sein, das seinen Abschluß in, genauer, mit sich selbst, organisch und nicht mechanisch findet*“ (Luckhardt, 124).

Im Abenteuer überwiegen eindeutig Momente, die eine außerordentlich hohe affektive Spannung beinhalten. Für die Jugendlichen besteht die Sinnstiftung in der Außeralltäglichkeit, der durch das Abenteuer möglichen Erfahrung (vgl. Mörth, 371).

„*Ihm fehlt jene Durchdringung mit den benachbarten Teilen des Lebens, durch die dieses ein Ganzes wird. Es ist wie eine Insel im Leben, die sich ihren Anfang und Ende nach ihren eigenen Bildungskräften und nicht, wie das Stück eines Kontinents, zu-*

gleich nach denen ihres Diesseits und Jenseits bestimmt.....so ist das Abenteuer nicht zu Ende, weil etwas anderes anfängt, sondern seine Zeitform, sein radikales Zu-Ende-Sein, ist die genaue Ausformung seines inneren Sinnes.“ (Simmel 1919, 9)

Diese Gespanntheit macht also das Abenteuer aus. Abenteuer in Simmelscher Begriffsbestimmung bezeichnet also kein Handeln oder Geschehen, sondern „eine psychische Disposition, die von der Stärke des Reizes, der von der dem Erlebnis immanenten Abenteuerlichkeit erweckt werden kann (Luckhardt, 125). Spätestens seit der Jahrhundertwende fand der Begriff des Abenteuers Verwendung zur Bezeichnung eines außergewöhnlichen, außeralltäglichen Erlebnisses. Nun bieten moderne Gesellschaften ein umfangreiches Angebot an „erlaubten“ Abenteuern, an gesellschaftlich angebotenen außeralltäglichen Erlebnissen, was sich unter anderem in der epidemieartigen Verbreitung von Risiko- und Extremsportarten objektiviert. Jedoch sind derartige Orientierungen in das Konzept der Konsumgesellschaft eingebunden, d.h. unter anderem abhängig von den individuellen monetären Ressourcen. Zudem sind auch die Angebote auf dem Erlebnismarkt nicht selten altersabhängigen Zulassungsbeschränkungen verpflichtet. Da derartige Offerten zur Erfahrung von Außeralltäglichkeit, zur Flucht aus der Langeweile an Geld gebunden sind und nichtkommerzielle Offerten nur marginal vertreten oder schon besetzt sind, bietet das „unerlaubte“ Abenteuer, vor allem das die eigene körperliche Unversehrtheit bedrohende in zunehmenden Maße und nicht nur für Jugendliche einen höheren Reizgehalt an. Doch kommen noch andere Momente hinzu, die in den Angeboten (Kaufbarkeit, Erwerbbarkeit etc.) selbst liegen und für Jugendliche mit „kleinem Zukunftsfenster“ bzw. instabiler Identität die Alternative des unerlaubten Abenteuers als Handlungsmöglichkeit zunehmend attraktiv werden läßt. Hierzu können alle in der Öffentlichkeit diskutierten devianten Handlungen gerechnet werden, wozu unter anderem S-Bahn-Surfen, Graffitis, illegale Autorennen und eben auch die verschiedensten Varianten der registrierten Jugendgewalt (Abziehen von Klamotten, gewalttätige Intra- und Intergruppenkonflikte) zählen, bei denen die Risiken für die Unversehrtheit der eigenen Leiblichkeit vermeintlich (aus der Sicht des unbeteiligten Beobachters) zugunsten der Befriedigung der Erlebnissucht in den Hintergrund rücken. „Das Aufspielsetzen der leiblichen Unversehrtheit und ihrer körperlichen Leistungs-

⁴² Buchstäblich alles kann im allgemeinen Verständnis zum Erlebnis werden, das tägliche Shopping, der wöchentliche Kino- oder Fitnesscenterbesuch, die Schwangerschaft. „Erlebnisse sind verknüpfte Prozesse

fähigkeit kann nicht als vorsätzliche, bewußte Selbsterstörung gewertet werden, sondern eher als fatale Resultat eines Prozesses sozialer Erkundung. Risikohandlungen sind immer Versuche, sich Sinn und Perspektive wenigstens über die letzte Option anzueignen, die das derzeit gültige kulturelle und soziale Setting noch zuläßt....Die kompensatorische Funktion von Risikoverhalten begründet sich sowohl in der subjektiven Erfahrung als auch in der sozialen Anerkennung, die das riskante Verhalten in der jeweiligen Gruppe erfährt.“ (Simon, 163)

Simon spricht hier zwei wichtige Punkte an, zum einen den subjektiven Erlebnisgehalt des Abenteurers, des Risikos, zum anderen eine Ausrichtung an den Werten und Normen der Gruppe (Konformität). Beide Aspekte sind für den Untersuchungskontext festzuhalten und in den folgenden Abschnitten noch genauer sichtbar zu machen. Da in der vorliegenden Untersuchung die Gewalt Jugendlicher gegen Fremde analysiert werden soll, müssen die anderen illegalen bzw. devianten Formen jugendlichen Verhaltens vernachlässigt werden, obwohl sie sehr oft eine wichtige Filterfunktion für „jugendliche Ungestümtheit“ übernehmen und wohlwissend, daß die Grenzen zwischen jugendlicher Devianz und jugendlicher Delinquenz gesellschaftlich konstruiert und somit immer abhängig vom Definitionsstandpunkt sind.

5.2.4. Gewalt als Erlebnisangebot ?

Die Gewalt der nachwachsenden Generationen hat in den unterschiedlichsten - aber vor allem in modernen Kulturen - immer wieder die Gemüter erregt und ist als wichtiger Auslöser für das öffentliche Interesse an den jüngeren Generationen zu verstehen. Auch die Diskussion über das gegenwärtige Ausmaß reicht dementsprechend von Panikmache bis zu nüchternen Analysen der Jugendgewalt als Warnsignal für gesellschaftliche Diskrepanzen.

Einfachere Gesellschaften entwickelten spezielle Mechanismen, in der die Jugendlichen Normen übertreten durften. Traditionell waren dafür Feste und andere gesellschaftliche „Großereignisse“ vorgesehen, in denen Gewalttätigkeiten von Jugendlichen nicht nur toleriert wurden und damit als „Sicherheitsventil“ fungierten, sondern regelrecht als

in Körper und Bewußtsein“ (Schulze, 47).

Beweise für die Männlichkeit und Durchsetzungsvermögen gefördert wurden und dementsprechend zur sozialen Integration der Jugendlichen beitrugen. Die vielfältigen Auseinandersetzungen zwischen den meist ständisch organisierten Heranwachsenden dienten letztlich auch als Statuskämpfe der individuellen Bestimmung der zukünftigen Stellung in der Erwachsenenwelt (vgl. Dubet, 222; Anselm, 147). Voraussetzung für diese Form des Umgangs mit Jugendgewalt war eine Gesellschaft, in der die sozialen Kreise noch überschaubar waren und die Gewalt daher nicht die Anonymität besaß wie in modernen Gesellschaften. Dennoch haben auch diese Formen der Jugendgewalt in moderneren Gesellschaften überlebt, meist in Form von eindeutig kodierten oder ritualisierten Gewalthandlungen, etwa im Sport oder auch bei Schlägereien zwischen Heranwachsenden, in denen es primär um ein Kräftemessen geht: Gewalt als Mittel der Selbstbehauptung. Gleichzeitig ist in modernen Gesellschaften infolge zunehmender Anomisierung aufgrund der zunehmenden Loslösung aus den familiären Kontexten, der sozialen Mobilität etc., eine zunehmende Unterminierung der Muster sozialer Kontrolle zu konstatieren, so daß eben die Reste „geduldeter Gewalt“ oft als „blinde Gewalt“⁴³ gedeutet werden (Dubet, 223).

Auch die gesellschaftliche Definition von jugendlicher Gewalt ist also abhängig vom jeweiligen soziokulturellen Kontext oder epistemologischen Hintergrund. Der Terminus der Gewalt ist daher durch seine Ambivalenz und seinen amorphen Charakter gekennzeichnet und aufgrund der verschiedenen Interpretationsweisen von relativ geringem Gebrauchswert. Entsprechend existieren auch in der Soziologie eine Vielzahl von oft miteinander konkurrierenden Erklärungsansätzen, die die Gewalt aus den jeweiligen Perspektiven interpretieren. Dennoch lassen sich auch einige Gemeinsamkeiten herausstellen: Gewalt ist eine soziale Tatsache, die die gesamte menschliche Geschichte begleitet und nicht zuletzt auch moderne Gesellschaften konstituiert (Gewaltmonopol des Staates). Gewalt ist eine Form des sozialen Verhaltens/Handelns, das in Abhängigkeit vom jeweiligen gesellschaftlichem Kontext zwischen geduldeter Abweichung und zu sanktionierendem Handeln schwankt.

⁴³ So haben sich in den Nischen jugendlicher Subkulturen streng ritualisierte und geregelte Gewaltformen entwickelt, die nur von den Insidern decodiert werden können und auf Außenstehende oft den Eindruck brachialer, unkontrollierter, „blinder“ Gewalt vermitteln. Eine interessante Perspektive eröffnet hierzu Inhetveen über „Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten“ (Inhetveen, 241).

Die Definition von Gewalt ist jedoch nicht nur abhängig von den gesellschaftlichen Gegebenheiten (also dem speziellen sozio-historischen Bezugsrahmen), sondern auch von den innergesellschaftlichen Standorten der Definition und somit u.a. lebensstil-, milieu-, generations- oder auch geschlechtsspezifisch determiniert. Gewalt ist folglich objektiv nicht bestimmbar, eventuell können noch intersubjektive Übereinkünfte erreicht werden (Menschenrechte). Letztendlich geht es aber ähnlich wie bei den Jugendlichen immer um gesellschaftliche Zuschreibungen bzw. Etikettierungen.

Zur Begrenzung dieser Amorphität hat sich im soziologischen Diskurs mittlerweile die relativ enge Orientierung am Kriterium der körperlichen Verletzbarkeit, gegenüber Tendenzen einer „Entmaterialisierung“ von Gewalt durchgesetzt (vgl. Nedelmann, 63). Unter Berücksichtigung des Untersuchungsziels möchte ich deshalb in Anlehnung an Willems (1993) dessen *ingeschränkten und restriktiven Gewaltbegriff* anwenden, der als Gewalt nur die unmittelbare Gewalttätigkeit bezeichnet, also die direkte Schädigung von Menschen durch Menschen mit zielgerichteter Tendenz. Willems Postulat neben der Anwendung physischen Zwangs auch die Drohung als psychischen Zwang hinzuziehen, soll aber im Interesse der Untersuchung vernachlässigt werden (Willems 1993, 92), da hier ebenfalls eine Eingrenzung nur verhindert wird.⁴⁴

Die Begrenzung des Gewaltbegriffs auf den Aspekt der *körperlichen Verletzung* gegen den Willen des potentiellen Opfers hat zum einen den Vorteil, daß er sich auf die sichtbaren Formen dieses sozialen Handelns bezieht und insofern eine objektive, wissenschaftliche Erfassung von Gewalt erst ermöglicht, zum anderen macht dieses eingengegte Verständnis von Gewalt auf das Moment der Attraktivität für identitätssuchende Jugendliche aufmerksam. Kuhnke verweist in diesem Zusammenhang auf den Gesichtspunkt, daß die Gewalt in der Jugendphase als eine mögliche Ausdrucksform für *Identitätssuche* verstanden werden kann und daher immer auch auf der Folie eines besonders ausgeprägten Erlebnis- und Abenteuerbedürfnisses zu interpretieren ist. Bezeichnenderweise stimmen dann auch allgemein gewaltaffine Jugendliche in den neuen Bundesländern vergleichsweise häufiger folgenden Items zu: „das Leben genießen, sich möglichst viel gönnen“ sowie „verrückte Erlebnisse haben“ (Kuhnke 1994 b, 167 ff.).

⁴⁴ Willems wendet noch den psychisch erweiterten Gewaltbegriff an, der neben dem physischen Zwang auch die verschiedenen Formen psychischer Beeinträchtigung (Drohung, Beleidigung, Verachtung usw.) als Gewalt definiert, aber den entscheidenden Nachteil hat, einer intersubjektiven Überprüfung nicht standhalten zu können (vgl. Willems 1993, 94).

Für die hier angestrebte Begrenzung des Terminus der Gewalt, spricht unter anderem auch die Feststellung von Heß (1996), derzufolge in den neuen Bundesländern nicht nur eine größere Offenheit bzw. Öffentlichkeit, sondern auch mehr *direkte körperliche Gewalt gegen Fremde* feststellbar ist, während in den alten Bundesländern eher anonyme Gewaltformen zum Einsatz kommen (vgl. Heß, 65).

Die Gewalt im hier gemeinten Sinn ist daher gekennzeichnet durch die Wahrnehmung der Leiblichkeit und eine damit einhergehende sinnliche Erfahrung, sowohl auf seiten des Täters als auch auf der des Opfers. Im Zentrum der Gewalthandlung steht der Körper, der Leib, er wird zum *Erlebnisinstrument* des Zufügens (Täter) und Erleidens (Opfer). Das Opfer erfährt schmerzhaft den Verlust der Beherrschbarkeit des eigenen Körpers. Der Schmerz hat seine eigene Zeit, läßt das Opfer „zentrisch“ wie das Tier werden, denn er konzentriert sich zumeist auf einen Punkt, eine Region des Körpers.⁴⁵ Das Verständnis von Gewalt als (absichtliche) Körperverletzung muß deshalb konsequenterweise immer auch die Dimension des Schmerzes auf der Opferseite berücksichtigen (vgl. von Trotha, 28; List, 4), denn die beschriebene Hilflosigkeit und Schmerzhaftigkeit wird vom Täter antizipiert und orientiert sein gewalttätiges Handeln zur Durchsetzung des angestrebten, *subjektiven Machtgefühls*. Die Gewalt des Täters ist intendierte (körperliche) Verletzung, die den Schmerz des Opfers in dem Sinne antizipiert, daß er ihn absichtsvoll verletzt zum Zwecke der Schmerzzufügung. Der gewaltausübende Täter erfährt durch die Instrumentalisierung des ‘eigenen’ Körpers gegen einen ‘anderen’ Körper sich selbst und kann letztlich für sich *Identität stiften*, was wiederum auf die allgemein in der Öffentlichkeit registrierte höhere körperliche Gewalt unter Jugendlichen hindeutet. Hierbei ist auch das oft geschilderte „außer sich sein“ zu beachten, eine Gewaltspirale bzw.-dynamik, die das antizipierte Handeln nicht selten in unkontrollierte Sphären treibt und so die Erfahrung von *Außeralltäglichkeit* befördert, wie sie nicht zuletzt bei Berichten über Ausschreitungen (Hooligans) oft beschrieben werden.⁴⁶

⁴⁵ „Wir erfahren uns im Schmerz als Wesen, die von einem Körper bestimmt sind, der mit wachsenden Schmerzen sich zunehmend unserer Steuerbarkeit entzieht...Schmerz ist der schmerzhafteste Verlust der Instrumentalität des Körpers, die Erfahrung, daß exzentrische Positionalität nicht nur variabel ist sondern auch verloren gehen kann.“ (von Trotha, 28)

⁴⁶ „Diese Gewaltdynamik läßt sich,, einerseits als Konfliktodynamik von Eskalationsprozessen der Gewalt, als ‘Gewaltspirale’ analysieren, andererseits jedoch auch als Gewaltdynamik im engen Sinne, als ein Prozeß der sich selbst entgrenzenden Gewalt, der zum Beispiel im Massaker auf die tödliche Raserei zulauft.“ (von Trotha, 25)

„Die Gewalt ist eines der stärksten Erlebnisse und bereitet denen, die fähig sind, sich ihr hinzugeben, eine der stärksten Lustempfindungen. Dort in den Straßen von Fulham, als die Gruppe die metaphysische Schwelle überschritt, fühlte ich mich, als sei ich buchstäblich schwerelos geworden. Ich hatte die Schwerkraft hinter mich gelassen, ich war stärker als sie. Es kam mir vor als schwebte ich über mir selbst und könnte alles wie in Zeitlupe und in einer überwältigenden Detailschärfe wahrnehmen. Später wurde mir klar, daß ich mich in einer Art Rauschzustand, einer Adrenalin-Euphorie befunden hatte. Und zum erstenmal kann ich die Worte verstehen, mit denen sie diesen Zustand beschreiben. Daß die Gewalttätigkeit in der Masse wie eine Droge ist.“
(Buford, 23)

Das Faszinosum der Gewalt besteht für den Täter in möglichen außeralltäglichen Erfahrung eines leiblich-seelischen Erlebnisses des *Gegenwärtigseins im "Hier und Jetzt"*. (vgl. von Trotha, 32) Zusammenfassend soll hier Gewalt als eine wechselseitige Opfer-Täter-Konstellation definiert werden, gekennzeichnet durch die sinnliche Erfahrung der Instrumentalität des eigenen Körpers auf der Seite des Täters und der vom Täter antizipierten Erfahrung des Verlusts auf der Seite des Opfers (Schmerz). Der Reiz der Gewalt liegt für den (jugendlichen) Täter auf folgenden Erlebnisebenen:

- *Außeralltäglichkeit,*
- *Gegenwärtigsein im Hier und Jetzt,*
- *Gefühl der Macht,*
- *Erfahrung der eigenen Körperlichkeit (Selbst)*

Die festgestellten Erlebnisdimensionen der unmittelbaren körperlichen Gewalt gegen andere Personen sind nun mit der weiter oben gemachten Feststellung - Jugendlichen mit nur kleinem Zukunftsfenster sind in den neuen Bundesländern häufiger vertreten als in Westdeutschland - zu verbinden. Parallel zu dem immer intensiver durchschlagenden kategorischen Imperativ „Erlebe dein Leben!“ (Schulze) kann so ein explosiver Bedarf nach emotionaler Befriedigung entstehen.

Erst durch die hier skizzierte Präferenz identitätssuchender Jugendlicher für körperliche Gewalt als Mittel der eigenen Identitätssicherung oder zur Befriedigung der individuel-

len Abenteuerlust kann die zweite Ebene, die Wahl der Opfer, genauer beleuchtet werden.

5.3. Zwischenbetrachtung

Die Jugend wurde hier als Phase im individuellen Sozialisationsprozeß skizziert, die durch frühere Perioden entscheidend vorstrukturiert ist und spezifische Wertewelten vermittelt. Es hat sich gezeigt, daß Kategorisierungen von Eigenen und Fremden, also Stereotypisierungen oder Vorurteile bereits in der Kindheit vermittelt, und in Abhängigkeit von der kognitiven Reifung in der Jugendphase individuell reflektiert und dadurch revidiert oder auch verfestigt werden können. Die Personwerdung müssen Jugendliche in modernen Gesellschaften in eigener Regie übernehmen, wobei die Angebotspalette für die individuellen Weltdeutungen und Lebenspläne auch weiterhin von der sozialen Herkunft entscheidend dominiert wird.

Die Jugend als Stabilisationsphase der persönlichen Identität mittels einer funktionsfähigen Ich-Wir-Balance, durch die vielfältigen Wechselwirkungsprozesse von Individuation und Integration, wird in den neuen Bundesländern zusätzlich problematisiert durch die gesellschaftlichen Umbrüche infolge des Transformationsprozesses, der abrupt weite Bevölkerungskreise in bis dahin nicht gekannte Unsicherheiten stürzte. Deren Verarbeitung generierte spezifisch ostdeutsche Wertevorstellungen, die auch dem Gros der Jugendlichen in den verschiedenen Phasen der Sozialisation vermittelt wurden und werden. Folgende Kennzeichen lassen sich diesbezüglich herausstellen: Anomieerfahrungen aufgrund des Zerfalls sozialer Bindungen/Netzwerke, immer noch eher traditionelle Milieuschichtung, enormer Konkurrenzdruck in den Schulen und Ausbildungsstätten, spezifische Vorstellungen von sozialer Gleichheit/Gerechtigkeit, ambivalentes Verhältnis zu den politischen, demokratischen Institutionen gehen einher mit der mehrheitlichen Selbstwahrnehmung, einer ostdeutschen Teilgesellschaft angehörig zu sein. Die Problemwahrnehmung von Lehrstellenmangel, Zukunftsängsten, Perspektivlosigkeit sowie die generelle Unzufriedenheit/Lustlosigkeit ist bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern deutlicher ausgeprägt als in Westdeutschland (Münchmeier, 282). Jedoch sind die Jugendlichen in den neuen Bundesländern nicht von den vor allem mas-

senmedial vermittelten Idealen (Selbstverwirklichung, spezifische Konsum- und Lebensstile) moderner Gesellschaften, die letztlich alle in das Projekt des „Schönen Lebens“ münden, getrennt. Sie leben in dieser Gesellschaft der *Wunschuggestion*.

Die Verwirklichung des „Schönen Lebens“ scheint aber angesichts der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Ostdeutschland für einen vergleichsweise großen Teil der dort lebenden Jugendlichen zumindest in Frage gestellt, weshalb die bestehende „Subjektivität“ der Jugendlichen (Simmel) im Zusammenspiel mit dem kategorischen Imperativ moderner Gesellschaften „Erlebe dein Leben!“ (Schulze) noch gesteigert wird.

Diese Erkenntnisse verbinden sich nun wiederum mit der Feststellung, daß die Jugendlichen in den neuen Ländern generell über eine längere Zeitspanne mit einem kleinen „Zukunftsfenster“ ausgestattet sind. Deshalb sind sie geradezu prädestiniert die Vergewisserung ihrer personalen Identität in den Handlungsalternativen des „Hier und Jetzt“ zu suchen. Doch die entsprechenden Angebote für Jugendliche sind in modernen Gesellschaften eher rar gesät und zudem an monetäre oder auch altersspezifische Ressourcen gebunden. Deshalb ist für einen zunehmenden Teil der Jugend, nicht nur in den neuen Bundesländern, sondern generell in modernen Gesellschaften, das deviante bzw. delinquente Verhalten besonders reizvoll.

Eine dieser Möglichkeiten ist das Mittel der Gewalt in seinen verschiedensten Facetten. Wir haben den Terminus der Gewalt hier in einem engeren, primär auf den Aspekt der *körperlichen Verletzung* abgestellten Gehalt begriffen und konnten feststellen, daß die dadurch möglichen Erfahrungen (Außeralltäglichkeit, Machtgefühl, Erfahrung des eigenen Körpers, Gegenwärtigsein im *Hier und Jetzt*) nun in fatalerweise mit der oben festgestellten verlängerten Identitätssuche bei ostdeutschen Jugendlichen einhergehen.

Die Kompensation der entsprechenden Bedürfnisse über das Mittel der körperlichen Gewalt artikuliert sich in den neuen Bundesländern nun besonders offensichtlich gegen Fremde. „*Zwar gibt es immer irgendeine Intention, den Ausländern zu schaden, die Umgebung zu beeindrucken, den eigenen Mut zu erproben, aber hinter allem lockt die Lust nach der Tat, nach der Aktion.*“ (Anselm, 145)

Nun ist es nicht so, daß die Jugendlichen plötzlich die Gewalt gegen Fremde (hier: Ausländer) als Mittel der Selbstbestätigung entdecken, sondern hier sind vielfältige Wechselwirkungsprozesse beteiligt, die nicht zuletzt in der gesellschaftlichen Kon-

struktion und in den Prozessen der Sozialisation vermittelten gesellschaftlichen Stellung der Fremden begründet liegen. Es ist also vornehmlich der Fremde, der zum potentiellen Gegner und damit zum Versicherungsinstrument eigener Identität wird. Die Ursachen für diese Wahl sollen im folgenden näher erläutert werden, denn auch hier ist unter Berücksichtigung des Untersuchungszieles eine besondere Situation in den neuen Bundesländern zu vermuten.

6. Die Eigenen und die Fremden - Zur Wechselwirkung einer soziologischen Beziehung

Das Thema der Arbeit soll, wie schon erwähnt, Gewalt gegen Fremde unter ostdeutschen Jugendlichen aus soziologischer Perspektive untersuchen. Doch was ist mit dem Fremden gemeint, was macht einen Menschen zum Fremden und wie definiert eine Gesellschaft den Fremden, welche kommunikativen Prozesse laufen dabei ab?

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß der Begriff der oder des Fremden der Alltagssprache entnommen ist. Er bezeichnet eine Erfahrung⁴⁷ abseits vom *Gewohnten, Üblichen, schon immer so Gewesenen*, die letztlich überall lauert und jederzeit auf uns zukommen kann, es ist unausweichlich und kommt, wenn es will, unabhängig vom individuellen Willen (vgl. Waldenfels, 81).

Das Fremde gehört zum Menschen, es ist sein ständiges *Anderswo*, sein allgegenwärtiges Gegenüber, es ist notwendig zur Konstitution unserer Welt, es ist das Gegenüber unseres Alltags, es ist das Außeralltägliche. Auch der Sozialisationsprozeß beruht ja auf dieser Ambivalenz, in der wir in eine *vertraute* Welt hineingeboren werden, deren Kehrseite die *fremde, unvertraute* Welt ist. Die tägliche Begegnung mit dem Fremden ist kontextabhängig, also abhängig vom Standort der Betrachtung und definitiv gekennzeichnet durch seine Reziprozität zum *Eigenen*, denn erst mit dem Bewußtsein vom *eigenen* Körper kann ich mir selber fremd werden. Diese Fremdheitserfahrung des eigenen Körpers ist jederzeit möglich, denn allzuoft ist der Geist willig und das Fleisch schwach (vor allem aber bei Krankheit und im Alter). Diese Fremdheitserfahrungen können sogar soweit gehen, daß wir etwa im Rauschzustand, in der Ekstase buchstäblich 'außer uns' sind und wir uns eben selbst zu Fremden werden. Das Fremde fasziniert und schreckt ab zugleich, es ist *Faszinosum* und *Tremendum* in einem (Hahn 1994, 151). Die beschriebenen Grundphänomene können jedoch kulturell variieren. Es gibt demnach nicht das Fremde, sondern vielmehr verschiedene Stile, Typen oder Variationen, immer vom sozialen Kontext abhängige Konstruktionen von Fremdheit. Die Definition, was als fremd zu verstehen ist, ist also auch hier wiederum determiniert von

⁴⁷ Erfahrung meint hier im phänomenologischen Sinn einen Prozeß, „indem sich Sinn bildet und artikuliert und in dem die Dinge Struktur und Gestalt annehmen“ (Waldenfels, 68).

den kulturellen Maßstäben, die eine Gesellschaft setzt.⁴⁸ Das Fremde ist das Außerordentliche der Ordnungen, es ist ihr ständiger Begleiter, und beide sind miteinander verflochten (vgl. Waldenfels, 69). Je mehr Ordnungen desto mehr Fremdheiten, oder je mehr *Eigenes* desto mehr *Fremdes*. Es ist also eine Frage der Definition einer Situation, die wiederum abhängig ist von der Anzahl der Gruppen, denen der Einzelne jeweils angehört und die Voraussetzung seiner gesellschaftlichen Existenz ist. Denn: „*Es gibt keine Ich-Identität ohne Wir-Identität. Nur die Gewichte der Ich-Wir-Balance, die Muster der Ich-Wir-Beziehung sind wandelbar.*“ (Elias 1987, 247) Entsprechend herrscht in der Soziologie weitgehend Einigkeit darüber, daß der Begriff des personalisierten ‘Fremden’ das Vorhandensein einer sozialen Beziehung impliziert, einen Akt der Ein- und Ausgrenzung. Fremde und Eigene bzw. Vertraute und Unvertraute sind folglich als Polaritäten zu verstehen, die Gesellschaft erst konstituieren. Es muß also mindestens ein Sozialsystem (*Wir*-Gruppe bzw. in-group) vorhanden sein, das bestimmte Andere als Fremde klassifiziert, die dem definierten Sozialsystem als nicht zugehörig, also als Nichtmitglieder (*Ihr*-Gruppe bzw. out-group) verstanden werden. Mit Hahn kann man deshalb davon ausgehen, „daß alle Definitionen von Fremdheit implizit oder explizit die Kehrseite von Identitätsbestimmungen sind“ (Hahn 1997, 115).

Entsprechend muß zunächst die Definition, die von der *Wir*-Gruppe definiert wird, einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden. Die Perspektive der *Wir*-Gruppe auf den Fremden, also die ethnozentrische Sichtweise, bildet daher auch den Auftakt in der folgenden soziologischen Interpretation. (Kapitel 6.1.) Daran anschließend soll aus soziologischem Blickwinkel die Situation veranschaulicht werden, wie sie sich dem Außenseiter oder der out-group (xenozentrischer Fokus) offenbart. (6.2). Aufbauend auf den daraus resultierenden Erkenntnissen, kann dann die gesellschaftliche Bedingtheit des Fremden im allgemeinen (6.3.) sowie für den Untersuchungsgegenstand im besonderen transparenter gemacht werden (6.4.), wobei bei letztgenanntem Punkt die Konstruktion von und der Umgang mit Fremden in Ostdeutschland auch in historischer Sicht im Mittelpunkt steht.

⁴⁸ Waldenfels verweist hierbei auf die kontextuelle Vielfalt des japanischen „ich“ hin, was einen anderen kulturellen Umgang mit der eigenen Fremdheit impliziert.

6.1. Der Gast der bleibt - Die Simmel'sche Perspektive -

Bekanntlich skizzierte Simmel in seinem Exkurs über den Fremden die Sichtweise der Gesellschaft, in die der Fremde hineintritt. Dabei ist Fremdheit für Simmel ein sozialer Status, der sich als eine spezifische Einheit, gleichzeitiger Nähe und Entferntheit offenbart und dementsprechend schlußfolgert er: „...*die Bewohner des Sirius sind uns nicht eigentlich fremd,, sondern sie existieren überhaupt nicht für uns, sie stehen jenseits von fern und nah*“ (Simmel 1958, 509). Folglich ist uns das schlechthin Unbekannte nicht fremd, weil wir von dessen Existenz keinerlei Kenntnis haben. Fremd ist eine Person, eine Gruppe oder ein Volk immer erst dann, wenn es als außerhalb der vertrauten, eigenen Sphäre wahrgenommen wird. Erst durch die Erfahrung der Nähe des Fremden, durch seine physische Präsenz, kann sich seine soziale und kulturelle Distanz offenbaren, erst durch seine offensichtliche Nähe kann der Andere zum Fremden werden (Stenger, 161). Voraussetzung für diesen Wahrnehmungsprozeß ist die Definition der vertrauten Sphäre der *Wir*-Gruppe, in dessen Umkehrschluß der Fremde, das Mitglied der out-group konstruiert bzw. kommuniziert wird. Für Simmel ist deshalb der Fremde folgerichtig immer ein Element der Gruppe, aber notwendigerweise ein „Außerhalb“ und „Gegenüber“. Diese spezifische Stellung ermöglicht ihm eine besondere soziale Mobilität, weil er noch nicht in die gegenseitigen Abhängigkeiten der Gruppenmitglieder eingebunden ist. Dies ermöglicht dem Fremden wiederum eine gewisse Autonomie in der Beziehungswahl, so daß generell jedes Gruppenmitglied dafür in Frage kommt (vg. Stenger, 161; Münkler/Ladwig, 15). Der historische Idealtyp dieses Fremden ist der Händler, denn nur er konnte die diejenigen Produkte beschaffen, die außerhalb der Gruppe erzeugt wurden. „*In der ganzen Geschichte erscheint der Fremde allenthalben als Händler bzw. der Händler als Fremder.....*“ (Simmel 1958, 509) Nicht zufällig plazierte Simmel seinen Exkurs über den Fremden in ein Kapitel über den Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft und verweist damit auf die Wechselwirkung von Mobilität und Immobilität, die das Verhältnis zwischen Fremden und Eigenen determiniert. Infolgedessen wird das Fremde zum „Korrelat der Heimat“ (Graumann, 52) und der Fremde zum Heimat- und Wurzellosen. In der DDR manifestierte sich eine suspekta Haltung gegenüber allem Fremden schon im offiziellen Postulat des »proletarischen Internationalismus«, dem der »wurzellose Kosmopolitismus« gegen-

überstand. Im Vergleich zum „internationalen Sozialisten“, der für seine jeweilige Heimat kämpft, ist der Kosmopolit irgendwie (wie der Händler) verdächtig, eben weil er nicht faßbar (an einen Ort gebunden), sondern eben als Fremder heimat- und wurzellos ist. *„Jedoch verschärft sich dessen Stellung für das Bewußtsein, wenn er, statt den Ort seiner Tätigkeit wieder zu verlassen, sich an ihm fixiert.“* (Simmel 1958, 509 f.) Die *verschärfte Stellung* des Fremden im öffentlichen Bewußtsein ist in den neuen Bundesländern erst seit 1989 wirklich gegeben.

Mit der relativen Ungebundenheit des Fremden macht Simmel auf einen weiteren Aspekt aufmerksam: seine Objektivität. *„Weil er nicht von der Wurzel her für die singulären Bestandteile oder die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des ‘Objektiven’ gegenüber, die nicht etwa einen bloßen Abstand und Unbetheiligkeit bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit.“* (ebd. 510) Die Geschichte bietet zahllose Beispiele dafür an, daß gerade Fremde wichtige Funktionen übernahmen (Händler, Richter, Bankiers oder Offiziere), eben weil sie nicht als Personen, sondern nur als Funktionsträger anerkannt wurden. Hahn spricht in diesem Zusammenhang treffend von der Inklusion der Fremden als Funktionsträger bei gleichzeitiger Nichtinklusion als Personen bzw. Gruppen von Menschen. Persönliche oder vor allem verwandtschaftliche Beziehungen sind deshalb weitestgehend ausgeschlossen, schon aufgrund der Aufrechterhaltung ihres Status als reine Funktionsträger (vgl. Hahn, 159).

Aber mit dieser Freiheit, die den Fremden auch das Nahverhältnis wie aus einer gewissen Entfernung (Vogelperspektive) erleben und behandeln läßt, sind ständig latent vorhandene Gefahren verbunden: *„Von jeher wird bei Aufständen aller Art von der angegriffenen Partei behauptet, es hätte eine Aufreizung von außen her, durch fremde Setzlinge und Hetzer stattgefunden.“* (Simmel 1958, 510) Die Geschichte kennt daher auch eine große Anzahl von Beispielen, in denen die verschiedensten Gruppen von Fremden schon seit Generationen in einer Gesellschaft verankert waren, ohne daß die gegebenen und auch gegenseitig wahrgenommenen Differenzen zu größeren sozialen Problemen führten. *„Aber unter bestimmten Umständen ändert sich das. Was gestern noch ein beliebiger bloß tatsächlicher Unterschied war, wie es ihrer immer Tausende zwischen zusammenlebenden Personen gibt, ohne daß ihnen allzuviel Aufmerksamkeit*

geschenkt würde...., wird heute zur tödlichen Trennungslinie zwischen 'uns' und den 'Fremden'.“ (Hahn 1997, 134)

Für Hahn existieren jedoch keine Automatismen, die diese Verhältnisse definieren, sondern nur *Bedeutungsinvestitionen*, die je nach Bedarf abrufbar und funktionalisierbar sind. Das Beispiel der Geschichte der Juden ist unbestritten am prägnantesten, wie unterschiedlich eine Gruppe von Fremden je nach Bedarf instrumentalisiert werden kann. Stichweh verweist in diesem Kontext auf die europäischen Juden, die in den verschiedensten Gesellschaften für Sonderaufgaben gesucht, dann privilegiert und je nach Bedarf, vor allem in Krisensituationen, mit Abgabelasten belegt und für Pogrome freigegeben wurden (vgl. Stichweh, 50).⁴⁹

Der Simmel'sche Exkurs verdeutlichte die Perspektive der *Wir*-Gruppe auf die Fremdgruppe, es ist sozusagen die klassische ethnozentrische Sicht, in der die Welt aus der Sicht der eigenen Gruppe betrachtet wird.⁵⁰ (vgl. Antweiler, 56) Aber wie gestaltet sich der Blickwinkel, den die andere Gruppe hat? Diese xenozentrische Perspektive soll im folgenden skizziert werden, denn diese Perspektive ermöglicht ein besseres Verständnis für die Prozesse und Entwicklungslinien, die nicht nur die Genese "ostdeutscher Identität" entscheidend beförderte, sondern überhaupt die Situation beschreibt, in der sich Menschen befinden, die ihre Heimat verlassen haben und sich sukzessive die neue Gesellschaft oder Welt einverleiben müssen.

6.2. Die Perspektive des Fremden

Alfred Schütz reflektierte die xenozentrische Perspektive, indem er die typische Situation untersuchte, in der sich ein Fremder befindet, *„der versucht sein Verhältnis zur Zivilisation und Kultur einer sozialen Gruppe zu bestimmen und sich in ihr neu zurechtzufinden. Für diesen Zweck soll der Begriff 'Fremder' einen Erwachsenen unserer Zeit und Zivilisation bedeuten, der von der Gruppe, welcher er sich nähert, dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte“* (Schütz, 53).

⁴⁹ Auch die DDR folgte diesbezüglich dem historischen Grundtenor, indem sie die verbliebenen Juden in unterschiedlichster Weise zur Durchsetzung ihrer Interessen einzusetzen versuchte (von der Ablenkung von innenpolitischen Problemen im Jahre 1953 bis hin zum Auspielen der 'jüdischen Karte' anlässlich des 50. Jahrestag der Pogromnacht für den Erhalt der Meistbegünstigungsklausel durch die USA im Jahre 1988).

⁵⁰ Hierbei verwende ich zunächst einen „weichen“ Ethnozentrismusbegriff

Zunächst versucht Schütz, den Begriff des „Fremden“ von anderen ähnlichen Begriffen abzugrenzen, weshalb er den Besucher oder Gast, der nur vorübergehenden Kontakt mit der Gruppe anstrebt, sowie Kinder und Primitive (!?) aus seiner Analyse exkludiert und Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen unterschiedlicher Zivilisationsstufen vernachlässigt. Ihm geht es allein um die Situation der Annäherung, „*die jeder möglichen sozialen Anpassung vorausgeht und deren Voraussetzungen enthält*“ (ebd. 54).

Bereits mit der Darstellung des Sozialisationsprozesses konnte aufgezeigt werden, daß jeder Mensch, der als Mitglied, in einer Gruppe geboren oder erzogen wurde, vorgefertigte und standardisierte Schemata kultureller und zivilisatorischer Muster internalisiert, die ihm seine *Signifikanten Anderen* als eine unbefragte und unbefragbare Anleitung für alle Lebenssituationen übermitteln haben, „*die normalerweise in der sozialen Welt vorkommen*“ (ebd. 57). Dieses „Denken - wie - üblich“ enthält die natürlichen Annahmen, die für eine bestimmte soziale Gruppe relevant sind und die solange bestehen, wie einige Grundannahmen gültig sind, nämlich: 1. daß das Leben und primär das soziale Leben weiterhin immer so sein wird, wie es gewesen ist; 2. daß wir uns auf das Wissen verlassen können, daß wir durch unser soziales Umfeld vermittelt bekamen; 3. daß es ausreicht, etwas über den allgemeinen Typ und Stil der Geschehnisse zu wissen, die uns in unserer Lebenswelt begegnen, diesen zu handhaben und zu kontrollieren; 4. daß dieses „Denken - wie - üblich“ auch von unseren Mitmenschen akzeptiert und angewandt wird (vgl. ebd. 59). Wenn sich auch nur eine dieser Annahmen nicht bewährt und das „Denken - wie - üblich“ unwirksam wird, kommt es nach Schütz zu einer „Krisis“, in der sich zeigt, daß die bisherigen zivilisatorischen Muster in ihrer Handhabbarkeit beschränkt sind und von der jeweiligen historischen Situation determiniert werden (ebd.).

Für den Fremden haben die Kultur- und Zivilisationsmuster der Gruppe, der er sich nähert, nun aber nicht die Autorität eines erprobten Systems von Rezepten zur Lebensbewältigung, denn sie wurden niemals integraler Bestandteil seiner eigenen Biografie. Der Fremde nähert sich deshalb der anderen Gruppe wie ein Neuankömmling, der bestenfalls willens und in der Lage ist, Gegenwart und Zukunft der Gruppe, welcher er sich nähert, in lebendiger und unmittelbarer Erfahrung zu teilen. „*Vom Standpunkt der Gruppe, welcher er sich nähert, ist er ein Mensch ohne Geschichte.*“ (ebd. 60)

Die Vorstellungen des Fremden von den Kultur- und Zivilisationsmustern der Gruppe sind nicht mehr nur Gegenstände seines Denkens, d.h. er muß notwendigerweise die Perspektive eines mehr oder weniger uninteressierten Beobachters verlassen, seine bisherigen Vorstellungen über die Kultur- und Zivilisationsmuster der Gruppe (Auslegungsschemata) revidieren und in interaktionsfähige Handlungsanweisungen transformieren.

„Der frühere Zuschauer springt sozusagen vom Parkett auf die Bühne, er wird ein Mitglied des Ensembles, tritt als Partner in die sozialen Beziehungen seiner Mitspieler und nimmt von nun an am Spielgeschehen teil.“ (ebd.)

Doch nicht nur das bisherige Bild von der fremden Gruppe erscheint als offensichtlich unzureichend, um den neuen Handlungsanforderungen gerecht zu werden, sondern auch das gesamte bisher nicht hinterfragte Auslegungsschema, daß ihm durch seine Heimatgruppe vermittelt wurde. Sein bis dahin gültiges „Denken - wie - üblich“ wird zerstört. Für den Fremden stellt sich nun die zusätzliche Problematik, daß er die Orientierungsmuster der Gruppe, der er sich nähert, nicht ohne weiteres verwenden kann, zum einen weil der Fremde sich im Gegensatz zu den Mitgliedern der in-group als außerhalb des Zentrums (mit den dazugehörigen „Denken-wie-üblich“-Schematas) empfindet und auch dort positioniert ist und folglich seine *Relevanzlinien* erneut überdenken muß. Zum anderen weil der Fremde als Außenstehender versuchen muß, die Codes der in-group in die adäquaten Ausdrücke seiner Heimatgruppe zu übersetzen bzw. umzuformen. Nachdem der Fremde so ein bestimmtes Wissensreservoir über die Auslegungsfunktionen und -möglichkeiten der neuen Kultur- und Zivilisationsmuster gesammelt hat, kann er sie mit zunehmender Sicherheit als eigenes Ausdrucksschema verwenden (ebd. 63). Bei einem nur ungefähren Wissen der notwendigen Codes und Verhaltensweisen darf es jedoch nicht bleiben, der Fremde muß sich sukzessive ein explizites Wissen über ihr ‘warum’ aneignen, sonst bleibt er nur der marginal man⁵¹. Für den Fremden garantieren die neuen Kultur- und Zivilisationsmuster jedoch keine objektiven Erfolgchancen, sondern nur subjektive Wahrscheinlichkeiten. Denn im Vergleich zu denjenigen, die mit diesen Codes aufwuchsen und sie als Selbstverständlichkeiten hinnehmen, muß der Fremde sie ständig auf ihr Erfolgspotential hin überprüfen. Nun stellt

sich aber für den Fremden die Problematik dar, daß er die Mitglieder der in-group nicht als bloße Funktionsträger betrachtet, sondern eben als Individuen. Er muß nun von Fall zu Fall für sich selbst entscheiden, ob das beobachtete Handeln als typisch für die gängigen zivilisatorischen Muster einzuordnen oder ob es die Performanz, eine „Eigenschaft“ der beobachteten Person ist. Der Fremde bewegt sich auf einem unsicherem Terrain. *„Daher kommt beim Fremden das mangelnde Gefühl für Distanz, sein Hin- und Herschwanken zwischen Reserve und Intimität, sein Zögern und seine Unsicherheit, und sein Mißtrauen in alles, was jenen so einfach und unkompliziert erscheint, die sich auf das Funktionieren der unbefragten Rezepte verlassen, denen man einfach folgen muß und die man nicht weiter zu verstehen braucht.“* (ebd. 67)

Aufgrund dieser Erfahrungen bilden sich zwei Grundzüge des Fremden heraus, die seine Einstellung gegenüber der Gruppe determiniert, nämlich erstens seine *Objektivität*⁵² und zweitens seine oft *angezweifelte Loyalität* (ebd. 68). Für Schütz liegt der tiefere Grund für die *Objektivität* des Fremden in seiner eigenen bitteren Erfahrung der Grenzen seines „Denken - wie - üblich“, eine Erfahrung, die ihn lehrte, daß ein Mensch seinen Status, seine Rolle und sogar seine Geschichte verlieren kann. Folglich bezweifelt der Fremde eher die scheinbar dauerhafte Stabilität, der in der neuen Gruppe gültigen Kultur- und Zivilisationsmuster. Der Vorwurf der *zweifelhaften Loyalität* entspringt sehr häufig aus dem Erstaunen der Mitglieder der in-group, daß der Fremde oder die Fremden nicht die Gesamtheit der gültigen Kultur- und Zivilisationsmuster unhinterfragt akzeptieren.

„Einerseits fühlt sich die in-group von der out-group mißverstanden, dieses Versagen, ihren Lebensstil zu verstehen, so glaubt die in-group, muß in feindlichen Vorurteilen oder in bösem Willen wurzeln, da die von der in-group geglaubten Wahrheiten „selbstverständlich“ und daher von jedem menschlichen Wesen einsehbar sind.“ (Schütz, 226)

⁵¹ Marginal man nennt Schütz diejenigen Fremden, die unwillig bzw. unfähig sind die neuen Kultur- und Zivilisationsmuster vollständig zu übernehmen. Der Fremde bleibt dann ein kultureller Bastard, „der nicht weiß, wohin er gehört“ (Schütz, 68).

⁵² Mit Simmel ist der Fremde der Freiere, „praktisch und theoretisch, er übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser, mißt sie an allgemeineren, objektiveren Idealen und ist in seiner Aktion nicht durch die Gewöhnung, Pietät, Antezedentien gebunden“ (Simmel 1958, 511). Nicht zufällig ist Nabokows Werk, die wohl detaillierteste Beschreibung der amerikanischen Gesellschaft bis heute.

Der Fremde, das Mitglied der out-group, wird undankbar genannt, denn er weigert sich anzuerkennen, daß die ihm angebotenen Muster ihm Obdach und Schutz garantieren. Die Mitglieder der in-group verstehen nicht, daß der Fremde diese Muster nicht als schützendes Dach begreift, sondern als Labyrinth, „in welchem er allen Sinn für seine Verhältnisse verloren hat“ (ebd. 69).

Des weiteren ist die unbekannte Vergangenheit des Fremden ein spezifisches Problem jeder aktuellen Interaktionssituation zwischen den „Alteingesessenen“ und „Neu Hinzukommenden“ ist. Er ist daher nicht nur fremd, weil er grundlegende Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen scheint, sondern auch, weil er die Vergangenheit der Gruppe nicht teilt und folglich der o.a. „Mensch ohne Geschichte“ zu sein scheint (ebd. 60). Doch in einem kontinuierlichen Prozeß der Angleichung und Inkorporierung der vormals fremden Kultur- und Zivilisationsmuster, werden deren Codes, Muster und Elemente allmählich eine Selbstverständlichkeit, ein unbefragbarer Lebensstil, Obdach und Schutz. „Aber dann ist der Fremde kein Fremder mehr, und seine besonderen Probleme wurden gelöst.“ (ebd. 69)

6.3. Der Fremde als soziales Konstrukt

Auch wenn es beide Autoren explizit so nie angesprochen haben: Sowohl für Simmel als auch für Schütz ist der Fremde definitiv ein Element der Gruppe, jedoch ist diese Fremdheit kein objektives Verhältnis in einer sozialen Beziehung, sondern ihr geht die beschriebene Definition derselben voraus. Der relativ große Definitionsspielraum, die Amorphität des Fremdheitsbegriffs, ist mit der Tatsache verbunden, daß uns alle anderen Menschen nur in begrenztem Umfang vertraut sind und ein Verstehen nur bedingt möglich ist.⁵³ Letztendlich bleiben wir füreinander unverfügbar, sind nur bedingt transparent und man kann nie sicher sein vor dem „bösen Erwachen“,⁵⁴ der Konfrontation

⁵³ Verstehen soll hier als Vorgang bezeichnet werden, der einer Erfahrung Sinn verleiht (vgl. Soeffner 1989, 98).

⁵⁴ Simmel bringt in diesem Zusammenhang das Beispiel der zerbrochenen Liebe ins Spiel, bei der die ehemaligen Partner einander und sich selbst fremd werden, und die es vermag, den tiefsten Haß hervorzu- bringen: „Eine tiefe Liebe - und zwar nicht nur eine sexuelle - als einen bloßen Irrtum und eine Instinkt- losigkeit zu erkennen, ist eine solche Bloßstellung vor uns selbst, ein solcher Bruch durch die Sicherheit und Einheit unseres Selbstbewußtseins, daß wir unvermeidlich den Gegenstand dieser Unverträglichkeit für sie büßen lassen. Das geheime Gefühl der eigenen Schuld an ihr überdecken wir sehr zweckmäßiger- weise mit dem Haß, der es uns leicht macht, die ganze Schuld dem anderen zuzuschieben.“ (Simmel 1958, 207)

mit dem Unvertrauten des geglaubten Vertrauten. Die Unmöglichkeit völligen Fremdverstehens ist insoweit ein Paradoxon, als es nun die Konstruiertheit von Vertrautheit begründet. Man versteht etwa eine Person oder eine Gruppe nur, indem man sich ein Bild von ihr macht durch die Negation von Unverständlichem. Diese *intersubjektive Ignoranz* ist die Grundlage für die Kommunikation. Im Prozeß des Verstehenswollens wird das Undurchdringliche des Anderen definiert, dabei handelt es sich um eine rein subjektive Konstruktion. Die vormalige Fremdheit wird dementsprechend aufgehoben und in ein Verstehen, d.h. ein potentiell instabiles Vertrautsein transformiert, infolge der Unkenntnis des Individuums über seine Unkenntnis (vgl. Hahn 1997, 137).

Dieses Verstehen wird nun immer wieder hinterfragt und infolge von Enttäuschungen eventuell korrigiert. Es führt jedoch normalerweise nicht zu Zweifeln am prinzipiellen Verständnis, sondern eben nur zur Korrektur, gerade weil man an der prinzipiellen Verständlichkeit festhält. Das Vertrautsein wird sozusagen modifiziert und immer wieder neu erarbeitet mittels Negierung oder Inklusion des vormalig Unvertrauten/Fremden in einem ständigen Prozeß der Grenzziehung. Dennoch ist auch hier eine „Krisis“ nie ausgeschlossen. Das kann sowohl innerhalb von Personen auftreten, die sich nahe glaubten und plötzlich scheinbar unüberwindliche Differenzen zwischen sich wahrnehmen, hauptsächlich aber da, wo ein derartiger Konsens nie existierte, *„wo der andere ursprünglich als Fremder in unser Wahrnehmungsfeld tritt, wo er uns fremd ist, weil er Fremder ist“* (ebd. 141).

Das Fremdsein wird demnach sozial konstruiert, ist als sozial folgenreiche Identitätsbestimmung zu verstehen, d.h. es handelt sich hierbei um Etikettierungen (Labels) durch Etikettierende und nicht lediglich um die Konstatierung von Gegebenheiten. Der Grund dafür liegt eben darin, daß die Etikettierenden mit Unterschieden arbeiten, deren Urheber sie selbst sind. Diese Identifikationen werden nicht beliebig vorgenommen, sie müssen plausibel und „anschließbar“ sein und ergeben sich aus den Strukturen und den Traditionen, der gemeinsamen Geschichte (kollektives Gedächtnis) und aktuellen Krisen der beteiligten Gruppen (Hahn 1994, 141).

Der Fremde wird wie o.a. kategorisiert als etwas Anderes, Unvertrautes oder Gegensätzliches, als etwas, das unserer vertrauten Lebenswelt entgegengesetzt ist, einer Gemeinsamkeit, die wir mit anderen scheinbar teilen. Der Fremde bildet sozusagen die an

gesprochene sozial konstruierte Kehrseite des Vertrauten. Genau diese Andersartigkeit kann dann bei Bedarf als latente Schuld oder latente Gefährlichkeit definiert werden. Die Relevanz derartiger Konstruktionen des *schuldigen*, *gefährlichen* oder auch *lebensunwerten* Fremden, liegt primär in „*ihrer Verwendbarkeit für die Ausgrenzung von Sündenböcken.....Die unterstellte Andersartigkeit des Sünders oder Fremden kann immer wieder zur öffentlichen ‘Tatsache’ gemacht werden*“ (Hahn 1997, 143).

In den traditionellen Gesellschaften orientierte sich jegliche Kategorisierung an einem Freund/Feind-Schema, um ihm (dem Fremden) damit den Fremdheitstatus zu nehmen. In modernen Gesellschaften wird Fremdheit jedoch zunehmend generalisiert und zum allgemeinen Los (Hahn 1994, 162). Die heutige Gesellschaft ist daher in zunehmenden Maße eine Gesellschaft von Fremden, in der das Verhältnis der Individuen zueinander gekennzeichnet ist durch *Indifferenz*⁵⁵ und in der sich die Menschen untereinander nur als Träger bestimmter Rollen oder Funktionen begegnen. Moderne Gesellschaften funktionieren nur auf diese Weise und machen massenhafte Individualität erst möglich, indem der Einzelne „*seinen nächsten Kreisen ferner rückt, um sich den ferneren mehr zu nähern*“. (Simmel 1987, 541)

In diesen Gesellschaften sind demzufolge immer weniger die engen sozialen Kreise die Konstrukteure von Fremdheitsbeziehungen, vielmehr bestimmen vor allem politische Maßstäbe über die Definition von und den Umgang mit Fremden. Aufgrund der zunehmenden Destabilisierung traditionell strukturierter Milieus und Solidaritäten und damit einhergehender Anomisierung mußten Ideen gefunden werden, um gesellschaftliche Identität zu simulieren. „*Ethnisch - nationale Semantiken bzw. Ideologien übernahmen diese Funktion*“ (Nassehi, 450 ff.).

Trotz der Erkenntnis „*daß in der modernen Gesellschaft die Grenzen zwischen Vertrautheit und Fremdheit erheblich milieuspezifischer,interessenabhängiger, kontextabhängiger und arbiträrer verlaufen, als es zunächst den Anschein hat*“ (ebd. 452), identifizieren sich die einzelnen Individuen moderner Gesellschaften doch größtenteils, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, an nationalen Semantiken. Dies sieht auch Elias, für den trotz weltweiten Integrationsschubs in multinationalen Verbänden der Einzelstaat auch weiterhin als *Wir*-Bezugspunkt dominant ist (vgl. Elias 1987, 303).

⁵⁵ Münkler/Ladwig verstehen Indifferenz als eine Form, die die Fremdheit in modernen Gesellschaften latent hält.

Die Gründe hierfür sind darin zu sehen, daß die Moderne zwar Individualisierungen in einem bis dahin unvorstellbaren Ausmaß ermöglicht, gleichzeitig aber verhindert, diese Individualität als Ganze zum Teil des sozialen Systems zu machen, sie zu inkludieren.⁵⁶ Hier könnte nun die Nation einen wie immer fiktiven Ausweg anbieten, ihr gehört man mit Haut und Haaren an, die Nichzugehörigkeit macht den Menschen daher nicht im sektoralen Sinn fremd,⁵⁷ sondern in seinem Verhältnis zu einer vorgestellten Gemeinschaft (vgl. Münkler/Ladwig, 22). Für Hahn zeigt sich darin auch die Modernität der Idee von der Nation, indem sie die auf funktionaler Differenzierung basierende Fremdheiten ideologisch übertönt, durch Etablierung segmentärer Fremdheiten (vgl. Hahn 1997, 117). Ohne Inklusion keine Exklusion, auch der Nationalstaat basiert auf dieser Ambivalenz und es ist sein implizites Paradoxon, daß sein *Lebenselixier* - die Idee der Nation - funktionale Fremdheit gleichzeitig ermöglicht und nivelliert durch die übergreifende Idee der Ein- und Ausgrenzung entsprechend den politischen Notwendigkeiten. Die Konstruktion nationaler Identität bedingt gleichzeitig die Definition eines Gegenübers, dem nicht zur eigenen Nation gehörenden, dem Fremden, dem Ausländer (Hahn 1994, 163).⁵⁸

„Das Sortieren in Fremde und Vertraute übernimmt heute eine Definitionsinstanz, die sich über alle Erfahrung hinwegsetzt, die geradezu Erfahrung vernichtet. Sie entzieht dem zum Fremden Definierten das durch Erfahrung gewonnene Vertrautsein. Und sie beseitigt am zum Vertrauten Definierten jede befremdete Erfahrung. Fremde und Nichtfremde sind nicht das Ergebnis der Erfahrung, sie sind das Resultat einer Fiktion. Und diese Defintionsinstanz, die diese Fiktionen herstellt, ist das deutsche Volk.“ (Hofmann, 178)

Mit dem nachfolgenden Exkurs soll daher die besondere Brisanz der Metapher vom *deutschen Volk* für den Untersuchungsgegenstand analysiert werden. Meines Erachten lassen sich dadurch einige Besonderheiten und Kontinuitäten erkennen, die die Definition der Gruppe der ‘Eigenen’ und damit den Umgang mit ‘Fremden’ in Deutschland,

⁵⁶ Dieses Phänomen der Moderne ist schon oft angesprochen worden, ob als Entfremdung im Produktionsprozeß (Marx) oder als Auseinandertreten zwischen objektiver und subjektiver Kultur (Simmel).

⁵⁷ Den verschiedenen Lebensbereichen (Segmenten) steht man mehr oder weniger oft fremd gegenüber (vgl. Münkler/Ladwig, 22).

⁵⁸ Für Hahn begründet vor allem die Übereinstimmung von nationaler Identifikation mit nationalstaatlichen Grenzen die Selbstbeschreibung der Eigengruppe, „...der Prototyp des Fremden wird der Ausländer im Inland“ (Hahn 1994, 163).

speziell im östlichen Landesteil nachhaltig determinieren, eben weil sie im Sinne Hahns scheinbar *plausibel* und *anschließbar* sind.

Exkurs: Dem deutschen Volke - Über Kontinuitäten einer verspäteten Nation -

Als notwendiges Resultat der Industrialisierung entstand der Staat im heutigen Verständnis im Prozeß der Industrialisierung als vertragliche Übereinkunft zwischen freien Bürgern. Sein spezifisch westliches Ideal wird begründet durch die Umwertung des Menschen zum *civis*, zum formal freien Bürger. „*Wer sich zu ihm bekennt, gehört zu ihm. Seine Idee verleiht ihm ewige Gegenwart. Er hat keine 'natürlichen', sondern nur politische Gegner, er kann für sich werben und ist darum auf Universalität angelegt.*“ (Plessner 1985, 57)

Der Staat basiert folglich auf dem künstlichen Artefakt der Nation, der alle zugehörig sind, die sich zum Staat bekennen, d.h. er inkludiert (Staatsbürger) und exkludiert (Ausländer) per definitionem. Diesem Prinzip folgend sind die französischen Bürger algerischer Herkunft bezeichnenderweise *Nichtfremde* und keine *ausländischen Mitbürger*. Auch wenn die Ursachen für diese Inklusion vor allem in der kolonialen Vergangenheit liegen und sie dadurch vor fremdenfeindlichen Übergriffen nicht geschützt sind, schon allein durch ihre Zugehörigkeit zur *grande nation* sind doch die Voraussetzungen für gesamtgesellschaftliche Prävention fremdenfeindlicher Gewalt günstiger als in der Bundesrepublik. Trotz aller Versuche, über ein neues Staatsbürgerschaftsrecht neue Grundlagen für die Zugehörigkeit der Ausländer in der Bundesrepublik zu legen, ist die Metapher vom *deutschen Volk* nach wie vor hoch wirksam und zählebig. Die Persistenz dieser Metapher, liegt begründet in einem Staatsverständnis, daß in Deutschland einen spezifischen Verlauf nahm. Es war ein Sonderweg oder auch die Kopfgeburt einer „verspäteten Nation“ (Plessner). Die Ursachen sieht er unter anderem im Luthertum, das die Ausbreitung von Calvinismus und Aufklärung verhinderte und damit eine spezifische Weltfrömmigkeit⁵⁹ hervorbrachte. Der mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auch

⁵⁹ Plessner versteht diese lutherisch geprägte Weltfrömmigkeit als seltsame Verbindung aus christlichem Rechtfertigungsglauben und titanischem Weltvertrauen (vgl. Plessner, 67).

in den zahlreichen deutschen Kleinstaaten einsetzende Prozeß der Industrialisierung hat die tragenden Schichten dieser Entwicklung (Bürgertum und Industriearbeiterschaft) in dem Sinne säkularisiert, so daß sie entweder *wirtschaftliche Prosperität* zur Religion erhoben oder *sozialrevolutionäre* (spezifisch antichristlicher) Utopien übernahmen. Ein weiterer Bedingungsfaktor für den deutschen Sonderweg war die politische Geschichte der Kleinstaaterei, die jeder Idee eines modernen Staatsbewußtseins entgegenstand und die Fortdauer eines obrigkeitsstaatlichen Denken beförderte. Das Luthertum und die nationale Zerrissenheit haben letztlich in Deutschland die Ideen der Aufklärung und damit den politischen Humanismus nicht breitenwirksam werden lassen. Deren relative Bedeutungslosigkeit in Deutschland fundierte maßgeblich ein Glaubensdefizit an die Möglichkeiten des Politischen, eine Denkungsart, die bis heute gesamtdeutsch, nicht zuletzt bei den Jugendlichen in Ost- und Westdeutschland, fortwirkt.⁶⁰

Doch mit dem Siegeszug der Moderne war die Konstruktion einer identitätsstiftenden Instanz zur gesellschaftlichen Notwendigkeit geworden. Folglich erhielten ein eigentümlicher Fortschrittsglauben (titanisches Weltvertrauen) und ein damit zusammenhängender wissenschaftlicher und industrieller Spezialisierung sinnstiftenden Charakter.⁶¹ Das neue Reich maß sich zunehmend über wirtschaftlichen Erfolg und setzt zu dessen Umsetzung vor allem auf die Wirkkraft eines instrumentellen und jeglicher Traditionshaftigkeit enthobenen Industrialismus (Plessner 1959, 80 ff.).

Jedoch benötigen moderne Gesellschaften wie o.a. ein erfolgreich etabliertes Staatswesen zur vollen Durchsetzung der (markt-)gesellschaftlichen Erfordernisse. Die Deutschen verfügten jedoch nicht über die notwendigen staatlichen Traditionen, deshalb „.....suchen sie nach einem realen Halt in ihrer Geschichte, und, da sie ihn dort nicht finden, noch vor, noch unter der Geschichte. Darum sind sie von vorgestern und von übermorgen und haben kein Heute“ (Plessner 1959, 57). Dieses Gemeingefühl, ein Volk zu sein wurde zum „gemeinsamen Bewußtsein“ und ins *Sakrale, Naturhaft-Ewige* erhoben. Ein solch diffuses Kollektivgefühl, das lediglich auf einer „geglaubten“ Gemeinsamkeit beruht, steht nun aber im schroffen Gegensatz zu einem auf Verträgen oder objektivierten Strukturen beruhenden Staatsverband. In eben diesem Sinne ersetzt

⁶⁰ So zeigt sich die Mehrheit der Jugendlichen in Ost und Westdeutschland hinsichtlich des Gestaltungspotentials des Politischen desillusioniert (vgl. Shellstudie‘ 97, 417).

in Deutschland seit Beginn des 19. Jahrhunderts der romantische Ausdruck "Volk" die Staatsidee, der in der Zeit des Nationalsozialismus zur politischen Kultur einer völkischen Gemeinschaft pervertierte, von der sich die deutsche Bevölkerung nur langsam und mit unterschiedlichem Erfolg löste (Soeffner 1992, 115; Greiffenhagen/Greiffenhagen, 35).

Doch im Verlauf der letzten vierzig Jahre sind unterschiedliche Entwicklungslinien zu verzeichnen. Das Nationale war in der alten Bundesrepublik kaum diskursfähig, man vergewisserte sich seiner Identität zunächst wieder einmal über die wirtschaftliche Leistungskraft und nach deren allmählicher Sinnentleerung zunehmend in alternativen Lebensformen, so daß sich allmählich eine tendenzielle Weltläufigkeit einstellte, die die eingegengten Wahrnehmungshorizonte stetig erweiterte, weshalb nationale Semantiken mit den nachwachsenden Generationen immer stärker an Bedeutung verloren (vgl. Soeffner 1992, 122). Stellvertretend für dieses Meinungsbild soll hier Patrick Süskind (1990) zitiert werden, der so als durchaus repräsentativ für das Gros der bundesdeutschen Nachkriegsgeneration angesehen werden kann, die von der Vereinigung überrascht wurde:

„Nein, die Einheit der Nation, das Nationale war unsere Sache nicht. Wir hielten es für eine vollkommen überholte und von der Geschichte widerlegte Idee aus dem 19. Jahrhundert, auf die man getrost verzichten konnte. Ob die Deutschen in zwei, drei, vier oder einem Dutzend Staaten lebten, war uns schnuppe.“ (zit. nach Korte, 325)

Dennoch zeichneten sich am gesellschafts-politischen Horizont angesichts der zunehmenden Unsicherheiten auch auf der Ebene Westdeutschlands wieder verstärkt Rückgriffe auf nationale Semantiken ab, die die Frage nach dem 'Quo vadis' beantworten sollen. Auch in diesem Kontext werden die Rufe nach der identitätsstiftenden Kraft der Kulturnation immer deutlicher. Doch bekanntlich wächst demokratisches Selbstbewußtsein nicht aus „Kultur“ sondern aus funktionierenden demokratischen Verfassungsregeln (Herzinger b, 66). Es bleibt daher abzuwarten, wie stark die Immunität ei-

⁶¹ Daß sich diese Traditionen bis heute erhalten haben, belegt auch die Tatsache, daß sich die alte Bundesrepublik, zumindest im Bewußtsein ihrer Bürger, über ihren wirtschaftlichen Erfolg nach dem Krieg („Wirtschaftswunder“) sowie Kaufkraft und Stabilität der „D-Mark“ definiert(e).

ner *Schönwetterdemokratie* sein kann, deren wichtigste Definitionsinstanz (Wirtschaftskraft) zunehmend brüchiger wird. (Soeffner 1992, 109; Kurt, 310)

Während der Begriff der Nation in der Bundesrepublik erst infolge der „Vereinigung“ eine Renaissance erlebte war für die DDR eine andere Entwicklung zu verzeichnen und „anders als für die überwältigende Mehrheit zumal der westdeutschen intellektuellen Linken hatte die wiedervereinigte Nation im Osten auch eine tiefe emotionale Bedeutung“ (Klinger, 75). Die Ursachen hierfür liegen nicht zuletzt in der 40-jährigen Fortsetzung des beschriebenen Gegensatzes zwischen Gemeinschaft (Volk) und Gesellschaft (Staat), deren Kennzeichen Staatsfremdheit, die Innerlichkeit (säkularisiertes Luthertum) sowie der Rückzug ins Private (Nischengesellschaft) sind. Das Leben in den Refugien des Privaten und damit die Verlagerung politischer Diskurse in die Bereiche von Freundeskreis und Familie behinderte nicht nur Streitende Auseinandersetzung mit konträren Meinungsbildern, es verfestigte auch die alten Polaritäten zwischen „denen da oben“ (Staat) und „dem kleinen Mann“ (Volk). Der Slogan „Wir sind das Volk“ brachte den Antagonismus zwischen Volk und Staat auf den Punkt, so daß die Kennzeichen der „verspäteten Nation“, in der DDR - trotz oder gerade wegen aller Internationalismen - scheinbar besser gepflegt wurden als in der Bundesrepublik (Soeffner 1992, 125).

Der Umschwung vom veränderungseuphorischen ‘Wir sind das Volk’ zum vergessenen geglaubten ‘Wir sind *ein* Volk’ verdeutlicht wiederum die pragmatische Seite der Vereinigungsdynamik. So haben mehr als 55 Prozent der ostdeutschen 15- bis 24-jährigen kurz nach der Maueröffnung noch gegen die deutsche Vereinigung votiert und befürworteten mehrheitlich den Weg eines „reformierten Sozialismus“. Da jedoch die Idee von dem einen deutschen Volk, sedimentiert im *kollektiven Gedächtnis* immer präsent blieb und je nach Bedarf abrufbar war, ereignete sich in weiten Kreisen der Bevölkerung und auch unter den Jugendlichen ein rascher - hauptsächlich materiell motivierter - Stimmungsumschwung, so daß schon im Februar 1990 fast 80 Prozent der ostdeutschen Jugendlichen die Vereinigung befürworteten (vgl. Lenz, 215 ff.; Friedrich/Förster, 39). Dieser Pragmatismus offenbart sich in einem anderen - heute oft vergessenen - Slogan der montäglichen Demonstrationen: „Kommt die D-Mark nicht zu uns, kommen wir zu ihr“. Der Rückgriff oder auch die verstärkte Bedeutungsinvestition

in die Metapher vom *deutschen Volke* als „wir sind *ein Volk*“ folgte daher auch den Leitmotiven des „Rational choice“. Man sah sich aber nicht zuletzt auch durch die offizielle deutsch/deutsche Politik (scheinbar) bestätigt, denn obgleich die Bundesrepublik durchaus ideell im Westen angekommen war (Soeffner 1992, 121), hatte sie doch „vergessen“ rechtzeitig vom Osten loszulassen. Hier müssen daher auch Momente der Eigendynamik und Wechselwirkung bei der „Vereinigung“ berücksichtigt werden, denn wer, wenn nicht die alte Bundesrepublik, pflegte den Mythos der Wiedervereinigung, der über 40 Jahre vor allem massenmedial immer entflammbar gehalten wurde durch die Berichterstattung über die ‘Brüder und Schwestern’, über die ‘Landsleute’ als Opfer einer ‘unnatürlichen’ Teilung, wie sie sich nicht zuletzt im täglichen Wetterbericht der „Tagesschau“ objektiviert. Daß diese Berichterstattung von den idealtypisch gedachten DDR- und BRD-Bürgern unterschiedlich rezipiert wurde, ist offensichtlich.⁶² Für die Mehrheit der DDR-Bürger war die Nation als identitätsstiftende Instanz bis zur Wende im Westen verankert, er verkörperte sich in der Bundesrepublik, der „Positiv-Folie“ zur DDR (vgl. Schubarth, 82). Die damit verbundenen Erwartungen, dieser Nation infolge Beitritt oder Vereinigung materiell aber auch ideell gleichwertig angehören zu können, erfüllten sich jedoch nicht und ließen seit dem Beitritt eine ostdeutsche Teilgesellschaft immer deutlichere Konturen annehmen, die notwendigerweise wieder konstruiert wird durch die Wechselwirkung von Inklusion und Exklusion und damit durch die Definition von „Eigenen“ und „Fremden“. Diese Interdependenzen sollen im folgenden Abschnitt näher beleuchtet werden.

⁶² Obwohl im Westen eine ernsthafte Ausrichtung am Parlamentarismus und an westlichen Staatsideen über zwanzig Jahr auf sich warten ließ, gelang es den 68er mit ihren Utopien und ihrem Marsch durch und in die Institutionen, das Grundgesetz als Staatsidee im öffentlichen Bewußtsein zu verankern. „Sie war - auch ideell - im Westen angekommen, als sie von der ‘Vereinigung’ überrascht wurde“ (Soeffner 1992, 121).

6.4. Die Eigenen und die Fremden - Zur Situation in den neuen Ländern

Im folgenden soll die Konstruktion des Fremden in den neuen Bundesländern skizziert werden, um daran anschließend weitere Ursachen für die spezifischen Verhältnisse zwischen Eigenen (Ostdeutschen) und Fremden (Nichtostdeutschen) zu verdeutlichen. Hierfür ist zunächst auf die besondere Bedeutung der "ostdeutschen Identität" und die damit einhergehenden Prozesse der Inklusion (Eingrenzung) und Exklusion (Ausgrenzung) einzugehen

6.4.1. Fremde im eigenen Land ? - Zur Konstruktion "ostdeutscher Identität"

Der Anstieg ostdeutschen Selbstbewußtseins, verstanden als kollektive Selbstwahrnehmung, wird in der Öffentlichkeit längst nicht mehr bezweifelt. Die ostdeutsche Bevölkerung empfindet sich mehrheitlich im Zustand einer „Schicksalsgemeinschaft“, in der man die eigene Lage immer günstiger einschätzt, als die des „Kollektivs“ Ostdeutschland (vgl. Schluchter, 46 ff.). Diese kollektive Identität⁶³ ist bezeichnenderweise generationen- und schichtenübergreifend und erfaßt den 17-jährigen Gewalttäter, die Hochschulabsolventin und den 40jährigen Mittelständler ebenso wie den 70jährigen Altstalinisten, die gemeinschaftliche Selbstwahrnehmung der Ostdeutschen hat ihr Trägerpotential „*unter den sozialen Verlieren ebenso wie unter den Gewinnern.*“ (Woderich 1996, 84).

Diesem Kanon folgend ging auch bei den jüngeren und älteren Jugendlichen in Ostdeutschland die Identifikation mit der gesamten Bundesrepublik seit der Vereinigung gravierend zurück, während der individuelle Bezug auf eine spezifisch ostdeutsche Herkunft, die Zugehörigkeit zur "ostdeutschen Identität" in steigendem Maße die eige-

⁶³ Das Theorem ostdeutsche Identität soll hier im Sinne von Durkheim als die „Gesamtheit der Anschauungen und Gefühle verstanden werden, die der Durchschnitt der Mitglieder der ostdeutschen Teilgesellschaft hegt“ (vgl. Wörterbuch der Soziologie, 394). Die kollektive Identität Ostdeutschlands ist eine soziale Konstruktion insofern, als die Mitglieder einer Gruppe dadurch ihr Selbstkonzept explizit machen und es bewußt zur Grundlage der Zugehörigkeit erheben, indem bestimmte Merkmale zur Inklusion der Gruppe der Dazugehörigen und zur Abgrenzung nach außen benutzt werden. Das kollektive Selbst ist kein automatisches Ergebnis der objektiven gesellschaftlichen Strukturen, sondern wird erst durch einen Artikulationsprozeß zur Wirklichkeit (vgl. Hettlage 1997, 10).

ne Definition dominiert. (vgl. Friedrich/Förster, 57) Diese Entwicklung ist um so erstaunlicher, als Befunde des zentralen Jugendinstituts in Leipzig (ZIJ) zumindest ab Anfang 1989 bei Jugendlichen eine zunehmende Selbstwertkrise in bezug auf die eigene Bevölkerung, verdeutlicht in einer gestiegenen Negativbewertung des DDR-Bürgers, feststellten. Parallel zu dieser Entwicklung wurde eine starke Aufwertung der Bundesbürger registriert, wobei der Höhepunkt dieser nationalen Selbstwertkrise für den Zeitraum Ende 1990/Anfang 1991 vermutet wird.

Seitdem zeichnete sich jedoch eine völlig entgegengesetzte Tendenz ab, so daß bereits für 1992 die Entidealisierung des „Westdeutschen“ festgestellt werden konnte, bei gleichzeitiger Aufwertung (teilweise auch die Höherbewertung) der ostdeutschen Bevölkerung (vgl. Kuhnke 1994 a, 47 ff.).

Es stellt sich daher zunächst die Frage, wie diese „ostdeutsche Identität“ entstand, auf welchem Selbstverständnis diese Konstruktion beruht und welches Bild der Fremden, der Gruppe der Nichtzugehörigen dadurch impliziert wird. Kurz gesagt: wer wird durch dieses kollektive Bewußtsein inkludiert, wer wird exkludiert? Der Prozeß, in dem Fremdheit kommuniziert wird, um die Nichtzugehörigkeit eines anderen zu akzentuieren und damit eine Distanz zwischen sozialen Einheiten oder zwischen Angehörigen dieser Einheiten zu statuieren, wird allgemein als *soziale Fremdheit* bezeichnet. (vgl. Münkler/Ludwig, 15). Ausgehend von dieser Definition ist unter sozialer Fremdheit die kollektive Exklusionserfahrung der ehemaligen DDR-Bürger zu verstehen, in deren Zentrum die Verweigerung von erwarteter *Akzeptanz* bzw. *Gleichwertigkeit* steht. Mit dem Beitritt der DDR zur BRD war der lebensweltliche Fremdheit- bzw. Vertrautheitsstatus schon eindeutig festgelegt, es war klar wer der Etablierte und wer der Außen-seiter war (Elias, 1990).⁶⁴

Es entstand ein Asymmetrieverhältnis, das zwischen westdeutschem Expertenstatus über Wirklichkeitsvorstellungen und ostdeutschem Laienwissen unterschied. Die ehemaligen DDR-Bürger befanden sich in der typischen Situation von Neuankömmlingen und waren im Schütz`schen Verständnis, für die bundesrepublikanische Öffentlichkeit, der sie sich anschließen wollten bzw. mußten, Menschen ohne oder mit zumindest

⁶⁴ Die Etablierten hatten unter sich eine gemeinsame Lebensweise und einen Normenkanon ausgebildet. „Sie befolgten bestimmte Standards und waren stolz darauf. Unter diesen Umständen erlebten sie den Zustrom neuer Nachbarn, obwohl es sich um Landsleute handelte, als eine Bedrohung ihrer eingebürgerten

zweifelhafter Geschichte und daher fragwürdiger Loyalität (Schütz, 60). Dies kommt nicht zuletzt auch darin zum Ausdruck, daß die Vergangenheit der ehemaligen DDR-Bürger derart irritierte, daß unklar war, was zukünftig von ihnen erwartet werden kann, da sie die demokratischen Selbstverständlichkeiten der westdeutschen Vergangenheit nicht teilten. Der ehemalige DDR-Bürger war a priori ein Verdächtiger, sein vergangenes Leben legitimationsbedürftig und damit stigmatisierbar (bspw. hinsichtlich des Ausmaßes an individueller Systemnähe). „*Die Stigmatisierung gründet dabei nicht auf der Person, sondern die Herkunft begründet ein generalisierendes Mißtrauen gegenüber jedem, dem diese Herkunft zugeschrieben wird.*“ (Stenger, 190)

Fehlendes Vertrauen⁶⁵ und latente Stigmatisierbarkeit führten zur kollektiven Exklusion der DDR-Bürger („Ihr“) aufgrund ihrer Herkunft. Die idealtypisch gedachten Bürger aus den neuen Bundesländern fühl(t)en sich als eingeschränkt Berechtigte oder moralische Außenseiter der *Wir*-Gruppe (Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland) zugehörig, sie waren und sind gewissermaßen durch das Beziehungsverhältnis der *zugehörigen Nichtzugehörigkeit* (ebd. 171) gekennzeichnet, und auch die Mehrheit der Jugendlichen im Osten empfindet sich noch 1996 in der Bundesrepublik offensichtlich fremd, fremdbestimmt, als Bundesbürger zweiter Klasse und erlebt den Einigungsprozeß als ungerecht und demütigend, in dem die bundesdeutsche Regierung hauptsächlich die Interessen d e r Westdeutschen bedient (vgl. Friedrich/Förster, 42). Hier ist soziale Fremdheit gekennzeichnet durch die erfahrene Exkludierung innerhalb eines inkludierenden Horizonts der gemeinsamen Nation. „*Exkludierende Vorgänge sind auf diesen Horizont der Inklusion bezogen.*“ (Stenger, 171)

Soziale Fremdheit, die kollektive Erfahrung der zugehörigen Nichtzugehörigkeit ist Voraussetzung der Selbstexklusion und damit der Hauptkonstrukteur "ostdeutscher Identität". Daß diese Mechanismen immer noch aktuell sind, zeigt folgende Einschätzung einer 18jährigen Ostdeutschen: „*Im Westen bin ich doch Ausländer. Die Wessis*

Lebensweise...Um zu erhalten, was sie als einen Wert empfanden, schlossen sie ihre Reihen gegen die Zuwanderer, womit sie ihre Gruppenidentität schützen und ihren Vorrang sicherten.“ (Elias 1990, 16)

⁶⁵ Vertrauen nennt Simmel eine der wichtigsten synthetischen Kräfte innerhalb der Gesellschaft. „Vertrauen als die Hypothese künftigen Verhaltens, die sicher genug ist, um praktisches Handeln darauf zu gründen, ist als Hypothese ein mittlerer Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen um den Menschen.“ (Simmel 1958, 263) Vertrauen beruht also letztlich wieder auf der Reduktion von Komplexität (Luhmann).

denken, sie seien was Besseres. Kann passieren, was will, ich gehe nicht rüber.“ (zit. in: DIE ZEIT, 3. September 1998, Nr.37, S.21)

Unmittelbar mit der Wechselwirkung von erfahrener Ausgrenzung und anschließender Selbstexklusion verbunden ist eine weitere Dimension, die die Herausbildung einer "ostdeutschen Identität" mit dem Beitritt zur Bundesrepublik determinierte: die Erfahrung *kultureller Fremdheit*. Diese Dimension von Fremdheit bezeichnet generell die kognitive Distanz zwischen eigener Weltauffassung und fremden Weltvorstellungen. Die Zuschreibung kultureller Fremdheit oder auch Fremdheit an andere Personen oder Gruppen meint dementsprechend die Überzeugung, daß die Anderen die eigenen Gewißheiten, die eigene Auffassung von der Welt nicht teilen. In der unmittelbaren Konfrontation mit einer anderen Wirklichkeitsordnung erfährt der Mensch die Grenzen der eigenen, der vertrauten kulturellen Welt, wobei Erfahrung und Zuschreibung kultureller Fremdheit einander bedingen. Die Erfahrung kultureller Fremdheit beruhte vor allem bei der ostdeutschen Bevölkerung auf enttäuschten Vertrautheitserwartungen und einer geglaubten Gemeinsamkeit Angehöriger des *deutschen Volkes* zu sein, mit einer nur kurz unterbrochenen, gemeinsamen Geschichte und einer Sprache. Die westdeutsche Wirklichkeitsordnung erwies sich jedoch schnell als fremder, unvertrauter als vermutet, das gedachte Vertrautsein wandelte sich zur wechselseitigen Unvertrautheit, aus Ähnlichkeit wurde Unterschiedlichkeit (vgl. Stenger, 196).

Eine zusätzliche Brisanz gewinnt in diesem Kontext die Übernahme des westdeutschen Institutionensystems. Obwohl weitestgehend abgeschlossen, wurde und wird sie in den neuen Bundesländern mehrheitlich als aufgezwungene Ordnung, gar als Kolonisation empfunden. Ebeling (1993) vertritt dann auch die These, daß als das eigentliche Residuum der DDR-Identität die Erfahrung bleibt, einmal unterworfen gewesen zu sein und erneut unterworfen zu werden (Ebeling, 54). *„Bleibt diese neue Ordnung länger als fremde, als aufgezwungen im Kollektivbewußtsein existent, dann eröffnen sich die Gefahren einer kulturellen Überlagerung.“ (Hettlage/Lenz, 14)*

Vor allem die Rolle der Treuhand und der westlichen Unternehmer gewinnt hierbei eine besondere Brisanz, denn drei Viertel der ostdeutschen Jugendlichen stimmen nach wie vor dem Vorwurf der „Plattmachung“ der ostdeutschen Industrie zu (vgl. Friedrich/Förster, 42).

Dennoch wurden und werden die verschiedenen Formen kultureller Fremdheit sukzessive verarbeitet, indem die Erfahrungen aus der untergegangenen Lebenswelt DDR nicht nur einfach durch die anfänglich unvertrauten Kulturmuster der westdeutschen Lebenswelt ersetzt wurden, sondern hauptsächlich durch Verquickung tradierter und aktueller Erfahrungen in unterschiedlicher Intensität. Die Bewältigung und Aufarbeitung der kulturellen Fremdheit objektivierte sich immer evidenter in einem ostentativen Rückgriff auf die einstmals vertrauten Dinge der Güter- und Kulturproduktion, auf die Semantiken der Ostalgie. Das Gefühl, in einer besonderen Lage zu sein, ein Gefühl zurückgesetzt zu sein, speist sich dennoch weniger aus der Vergangenheit, sondern hauptsächlich aus der Gegenwart, so daß die Selbstexklusion der Ostdeutschen die unmittelbare Reaktion auf die kollektiv erfahrene Fremdexklusion (soziale Fremdheit) und die Dynamiken kultureller Fremdheit ist.

Zusammengefaßt basiert die ostdeutsche Selbstexklusion auf folgenden Fundamenten: auf der Gewißheit, nicht westdeutsch zu sein, auf spezifischen Distanzen zur Verfaßtheit der Bundesrepublik (*Ambivalentes Verhältnis zu den demokratischen Institutionen*) und auf dem Unbehagen an westdeutscher Vormundschaft (*institutionelles Defizit*), auf der Teilhabe an exklusiven Wissenbeständen und Erfahrungen: inklusive selektivem Rückgriff auf Vergangenes und auf Komponenten einer spezifisch ostdeutschen Alltagskultur (vgl. Woderich 1997, 84) Die Konstruktion "ostdeutscher Identität" war insofern aber auch eine innerostdeutsche Notwendigkeit, als man dadurch das Problem der Vergangenheitsbewältigung zugunsten einer pragmatischen Gegenwartsbezogenheit vertagte. Aufgrunddessen wurde die Vergangenheitsbewältigung vorerst ad acta gelegt oder eher in die westdeutsche Öffentlichkeit verlagert..

Bei der Konstruktion "ostdeutscher Identität" erhielten die Medien in den neuen Bundesländern eine besondere Relevanz, da sie sich in ihrer Berichterstattung primär am ostdeutschen Fokus ausrichteten, überregionale Thematiken vernachlässigten und letztlich die Genese ostdeutscher Partikularidentität entscheidend mitfundierten. (vgl. Kapitza, 257 ff.) Die beschriebenen Prozesse der Selbstexklusion sind ein spezifisches Phänomen des deutschen Einigungsprozesses und finden keine Parallele in anderen postsozialistischen Staaten. Sie fördern die Bildung von Ressentiments und kognitiven Dissonanzen und letztlich die Stabilisierung einer ostdeutschen Identität, „eine Ethnifizierung sei nicht auszuschließen“ (vgl. Woderich 1996, 88).

Dennoch scheint "ostdeutsche Identität" hauptsächlich in Abhängigkeit vom individuellen sozialen Status mit unterschiedlichem Sinn aufgeladen zu werden. So kann unter Rekurs auf Woderich (1997) davon ausgegangen werden, daß die sogenannten Verlierer des Transformationsprozesses die Identität eher leben. *Gelebte Identitäten* sind hauptsächlich tradierte eingelebte Muster, gerichtet auf die alltägliche Lebensbewältigung. Sie sind sozialgeschichtlich sowie biographisch gebunden und tragen aufgrund gemeinsamer oder ähnlicher Erfahrungen gemeinschaftsstiftenden Charakter. Diese können vor allem dann Formen kollektiven Bewußtseins hervorbringen, wenn fraglos gegebene Selbstverständlichkeiten und vorbewußte Gewißheiten durch radikale gesellschaftliche Einschnitte in den Lebensbedingungen, den politischen und wirtschaftlichen Ordnungen problematisch geworden sind und durch Fremdgruppen von außen gefährdet werden. Diese Identitätskategorie ist deshalb primär für jene Bevölkerungskreise typisch, die den Modernisierungsverlierern zugerechnet werden können (vgl. ebd.) und für die die soziale Schließung nach außen eine Überlebensstrategie ist.

Demgegenüber scheinen die Gewinner des Einigungsprozesses ostdeutsche Identität eher zu *inszenieren*. Die neuen Eliten, Selbständigen und Erwerbstätigen basteln erfolgreich mit an der ostdeutschen Mentalität und nivellieren damit das Unsicherheitssyndrom der Marginalisierung zwischen alter und neuer Bezugsgruppe. *„Der gordische Knoten der Marginalisierung soll durchschlagen werden, indem die ‘Flucht nach vorn’ angetreten wird, die Ostverortung sichtbar und zeichenhaft hervortritt oder aber als „latente“ Sinnstütze im Verborgenen wirkt. Vielfach sind mit der Ausbildung neuer Sinnbindungen, die in heimischen Lebenswelten wurzeln, aber auch ganz handgreifliche Interessen oder Marktkalküle verbunden.....“* (Woderich 1996, 95)

Inszenierte Identitäten sind deshalb vor allem situativ relevant und zeichnen sich durch kulturell-symbolische Codes aus, die je nach Bedarf und Situation variieren. Derartige Identitätstypen werden primär von den alten und neuen Mittelschichten distinkt inszeniert, deren lebensweltlicher Hintergrund durch Modernisierung und partielle Verwestlichung gekennzeichnet ist. Entsprechend grenzen sich die Bürger in den neuen Bundesländern um so stärker von denen in den alten Bundesländern ab, je moderner sie sich in ihrem Politikverständnis äußern und je höher ihr Bildungsniveau ist (vgl. Woderich 1997, 87; Ritter, 70).

Die beiden Kategorien "ostdeutscher Identität" müssen notwendigerweise idealtypisch gedacht werden. Auf ihren heuristischen Wert für den Untersuchungskontext wird noch zurückzukommen sein (Siehe Kapitel 7.2. und 7.3.). Die "ostdeutsche Identität" soll trotz aller Heterogenität zunächst als einheitliche, gemeinschaftsstiftende Instanz (in-group) verstanden werden, die notwendigerweise die Ausbildung einer out-group impliziert: die Westdeutschen oder auch den „Wessi“.

6.4.2. "Eigene" Fremde

6.4.2.1. Zur Konstruktion des „Wessi“

Auch wenn es die ostdeutsche Identität nicht gibt, das in sich heterogene Geflecht aus Nostalgien, Erwartungsenttäuschungen und Fremdheitserfahrungen stiftet scheinbare Gemeinsamkeit im ostdeutschen „Kosmion“ (Schütz), kompensiert letztlich die Auswirkungen des Individualisierungsschocks und exkludiert alle Nichtzugehörigen. *„Vor diesem Hintergrund kann von einer Tendenz der Distinktion von Westdeutschen ausgegangen werden. Auch wenn nicht alle Ostdeutschen diese Abgrenzung ziehen, scheint sie ein Strukturkomponente zu sein, die die ansonsten eher unterschiedlichen Identitäten in Ostdeutschland gemeinsam haben. Die Wahrnehmung als Kollektiv zieht zwangsläufig die Abgrenzung von den Westdeutschen nach sich.“* (Ritter, 68)

Die Konstruktion des Westdeutschen (Wessi) als Kontrapunkt zur "ostdeutschen Identität" erfolgte hauptsächlich deduktiv anhand eines Vorurteils, das seine Prämissen zum einen aus den tradierten Erfahrungen mit den „Bundis“ in der DDR-Gesellschaft, hauptsächlich aber aus Vermutungen und Informationen über die kapitalistische Ellenbogengesellschaft ableitete. Demzufolge mußte der „Wessi“ ein gnadenloser Egoist sein, der nur auf seinen eigenen Vorteil aus ist.

Mittels selektiver Wahrnehmung wurde dieses Stereotyp immer wieder bestätigt und nicht zuletzt mit den individuell erfahrenen und kollektiv sedimentierten Enttäuschungen im vergangenen und aktuellen Transformationsprozeß (institutionelle und wirtschaftliche Kolonisation [Treuhand bzw. BVS]) aufgeladen. Entsprechend den Erkenntnissen der Vorurteilsforschung wird die kollektive Konstruktion „Wessi“ auch bei ambivalenten Erfahrungen vor allem im individuellen Umgang mit Westdeutschen, nicht

revidiert (vgl. Wagner, Wolf, 108 ff.). Stereotypisierungen des „Wessi“ und ostdeutsche Autotypisierungen lassen sich unter anderem auf folgenden Ebenen idealtypisch festmachen:

	Eigenstereotyp	<i>Stereotyp des „Wessi“</i>
<i>Weltbild</i>	herzlich, gefühlvoll, zugewandt	kalt, berechnend, unzuverlässig, versponnen und kompliziert
<i>Konfliktbereitschaft</i>	solidarisch, freundlich, hilfsbereit, kompromißbereit	selbständig, durchsetzungsfähig, aggressiv, besserwisserisch
<i>Sachlichkeit</i>	sachlich, bescheiden, gegen das „Sich-Verkaufen“ eingestellt	überheblich, angeberisch, unmoralisch
<i>Alltagsgespräche</i>	offen, freundlich, aufgeschlossen, egalitär	unpersönlich, oberflächlich, angestrengt, maskenhaft

(vgl. Wagner, Wolf 1996: 138 ff.)⁶⁶

Die Herausbildung der spezifisch ostdeutschen Identität ist, rekurrierend auf die oben gemachten Ausführungen, als historischer Prozeß (kontext- und situationsabhängig) zu verstehen, der entsprechend den Kriterien des *Rational-Choice-Modells* vor allem kollektiven (ostdeutschen) Interessen folgte. Nachdem mit der Selbstexklusion die Ursache und den abrufbaren Sedimenten eines kollektiven Gedächtnisses dynamische Entwicklungsfaktoren der „ostdeutschen Identität“ herausgearbeitet wurden, kann festgestellt werden, daß die Definition dieser *Wir*-Gruppe schon Grundzüge einer ethnischen Gruppe trägt. Vorausgesetzt, man definiert Ethnizität in einem weiteren Sinn, als *Wir*-

Bewußtsein, als kollektive Identität im Rahmen kultureller Abgrenzung und Ausgrenzung. Die kollektiven Erinnerungen werden im Mythos („Schicksalsgemeinschaft“), im erzieherischen Alltag wie auch im außeralltäglichen Ritus transportiert und ergeben ein spezifisch ostdeutsches kollektives Gedächtnis, in dem die Erfahrung der kollektiven Nichtzugehörigkeit zur Bundesrepublik und damit das *Zurückgeworfensein* (ob man will oder nicht) auf die gemeinsame Vergangenheit Identität stiftet (vgl. Antweiler, 25).

Dabei ist davon auszugehen, daß dieser Pool von Erinnerungssedimenten kein starres Geflecht ist, sondern eine spezifische Dynamik besitzt, weshalb die Kriterien der Exklusion und Inklusion immer wieder neu interpretiert werden können, wobei die ethnische Etikettierung von *Wir*- und *Ihr*-Gruppe von den jeweiligen situativen und sozialen Kontexten determiniert wird, die aber wiederum in einer Welt verankert sind, welche grundsätzlich durch die ‘eigene’ Brille gesehen wird.. Ein ethnozentrisches Weltbild läßt sich als allgemein geschlossen und nicht fragmentiert charakterisieren (vgl. Antweiler, 26 ff.), bei einem engeren Begriffsverständnis jedoch konstruiert der Ethnozentriker eine Differenz zwischen der eigenen *Wir*-Gruppe und der *Ihr*-Gruppe, in der die eigene Gruppe grundsätzlich die Überlegene ist und meist positiv aufgewertet bzw. die *Ihr*-Gruppe mit negativen Stereotypen besetzt wird. Dies hängt jedoch wieder von den Individuen selbst ab, von ihrer individuellen Stellung zur *Wir*-Gruppe, d.h. inwieweit ihre Ich-Identität letztlich von dieser spezifischen *Wir*-Identität determiniert wird, also letztlich auch von der individuellen Ich-*Wir*-Balance (Elias).

Für die zukünftige Entwicklung sind in Anlehnung an Wagner zwei mögliche Entwicklungen zu vermuten: 1. *Eskalation* (durch vermehrte Konkurrenz zwischen Ost und westdeutschen Interessen, durch länger anhaltende Frustrationen und Enttäuschungen einer der beiden Gruppen) 2. *Verständigung* (durch den Wegfall der sozialen Fremdheit aufgrund eines gleichen sozialen Status, durch den Kontakt zum Vorteil beider Seiten sowie dann, wenn insgesamt ein positiveres gesellschaftliches Klima herrscht) (vgl. Wagner, Wolf, 195).

⁶⁶ Das ist nur eine Auswahl der von Wagner, aus ethnologischen Untersuchungen, eruierten Kategorien.

6.2.4.2. Zum Umgang mit den "Eigenen" Fremden in historischer Perspektive

Für den Untersuchungskontext ist festzuhalten, daß Westdeutsche als grundsätzlich außerhalb der ostdeutschen Teilgesellschaft stehend, als nicht zugehörig wahrgenommen werden und damit in den Status einer Randgruppe gedrängt werden, der Westdeutsche wird zum "Eigenen" Fremden und damit in den Pool der traditionellen "Eigenen" Randgruppen (Obdachlose, Behinderte, Homosexuelle, Alkoholiker etc.) aufgenommen.

Als geradezu idealtypisch für den offiziellen Umgang mit den "Eigenen" Randgruppen, kann die Toleranz-Politik der DDR gegenüber der Gruppe der dort lebenden Homosexuellen bezeichnet werden. Es war wie so oft eine verordnete Toleranz ohne öffentliche Diskussion, die über keinerlei Massenbasis verfügte und folglich vorhandene Potentiale an Vorurteilen in der Bevölkerung eher befestigte (vgl. Grau, 172 ff.). Die ab Mitte der achtziger Jahre einsetzende Verbesserung (liberaleres Strafrecht, öffentliche Aufklärung) homosexueller Lebenswirklichkeit in der DDR, änderte nichts an dieser grundsätzlichen Situation, denn auch dieser Richtungswandel basierte ja auf den Prämissen der sozialistischen Gesellschaft, was die Etablierung subkultureller Strukturen notwendigerweise ausschloß.⁶⁷ Analog dem generellen Umgang mit Randgruppen in der DDR, trug das staatliche Reglement auch hier hauptsächlich instrumentellen und plakativen Charakter, vor allem, um den proklamierten humanistischen Ansprüchen nach außen und innen zu genügen, so daß Verbesserungen für die "Eigenen" Randgruppen immer Oberflächenphänomene blieben.

Die Wurzeln für die Gewalt gegen die Randgruppe der Homosexuellen blieben also letztlich in der DDR latent erhalten und äußerten sich nicht erst nach der Wende in gewalttätigen Aktionen. Aber erst mit diesem Zeitpunkt wurde ein altbekanntes Vorurteil plötzlich akut: Die Gefährdung der „Volks Gesundheit“ durch den AIDS-Überträger⁶⁸ par excellence, den Schwulen. (vgl. ebd., 174 ff.) *„Das Beigetreten-Werden der DDR*

⁶⁷ Jegliche Subkultur galt als potentiell staatsgefährdend, als subversiv, und wurde daher von den staatlichen Stellen besonders aufmerksam beobachtet und wenn nötig als asozial denunziert.

⁶⁸ In diesem Zusammenhang sei noch einmal auf Hahn (1994) verwiesen, der darauf aufmerksam macht, daß die AIDS-Kranken als ein ähnliches Bedrohungspotential wahrgenommen werden, wie die Asylanten. „Die Kranken sind Fremde, und deshalb wird aus dieser Perspektive vermutet, daß es umgekehrt die Fremden sind, von denen man am ehesten erwarten kann, daß sie Träger ansteckender Krankheiten sind.“ (Hahn 1994, 156)

wirkte gleichsam wie ein Katalysator auf das (immer und latent) vorhandene Potential an Vorurteilen gegenüber Homosexualität und Homosexuellen.“ (ebd. 175)

Auch wenn sich die institutionellen Rahmenbedingungen seitdem verbessert haben, die eingelebten Ressentiments leben in großen Teilen der Bevölkerung fort. An dieser Situation hat sich prinzipiell nichts geändert, und es wird wohl noch einige Zeit brauchen, das ein vermeintlich skandalöses “coming out” von Regierungsmitgliedern wie in Großbritannien nur ein großes Gähnen unter der Bevölkerung verursacht.

Das Beispiel der homosexuellen Randgruppe kann als exemplarisch für den Umgang mit den “Eigenen” Randgruppen in der DDR und fortgesetzt in den neuen Bundesländern angesehen werden, sie blieben in der gesellschaftlichen Peripherie verortet. Soweit die Situationsanalyse der “Eigenen” Fremden. Doch Randgruppen rekrutieren sich traditionell auch aus den “Anderen” Fremden. Deren Situation in der Vergangenheit und Gegenwart der neuen Bundesländer soll im folgenden skizziert werden.

6.4.3. "Andere" Fremde

Während die kulturelle Fremdheit der Westdeutschen prinzipiell auflösbar ist und hauptsächlich aufgrund der Beständigkeit sozialer Fremdheit (Status = also Einkommen, Vermögen, Karrieremöglichkeiten und Ansehen) immer wieder neue Varianten generiert, sind mit den “Anderen” Fremden Erwartungen der nur begrenzten Vertrautheit und Verstehbarkeit verbunden. Bei der Definition dieser out-group greift man aber auf eine erweiterte *Wir*-Gruppe, dem Gesamtkosmos (Schütz) der „Deutschen“ (vor allem die tradierten Definitionsinstanzen Volk, Kultur, Nation) zurück.⁶⁹ In der Definition der “Anderen” Fremden sind also Ost- und Westdeutsche wieder einmal vereint. Dennoch zeigen sich auch Diskrepanzen in den Erfahrungshorizonten, die im unterschiedlichen gesellschaftlichen Umgang mit diesem Typus von Fremden in den letzten vierzig Jahre begründet liegen.

⁶⁹ Die Definition des “Anderen” Fremden, im hier verstandenen Sinn, geht auf Bedeutungsinvestitionen zurück, die im gemeinsamen kollektiven Gedächtnis abgelagert sind und u.a. mit der Konstitution der deutschen Nation unter Rückgriff auf ein gedachtes deutsches Volk, auch institutionell verankert wurden.

Grob umrissen war für die westdeutsche Bevölkerung diese Periode eine Lernphase im Umgang mit dem "Anderen" Fremden, in der die alltägliche Auseinandersetzung mit anderen Kulturen sukzessive zur Normalität wurde.⁷⁰ Normalität im hier verstandenen Sinn bedeutet jedoch nicht, daß die Probleme zwischen Ausländern und Inländern in den alten Bundesländern abnahmen. Vielmehr war die konflikthafte Auseinandersetzung alltäglich, in deren Resultat es zu Umdeutungen, Relativierungen und auch zu Verfestigungen der bisherigen Vorstellungsmuster über die jeweilige Fremdgruppe kam. (vgl. Antweiler, 58) Man gewöhnte sich (von ablehnend bis zuvorkommend) in der alten Bundesrepublik an das Vorhandensein der "Anderen" Fremden. *„Bezeichnenderweise hat im Kern des Ruhrgebiets bislang kein gravierend schwerer Anschlag auf Ausländer stattgefunden, was sich durch ein historisch gewachsenes Zusammen- und Aneinander - Vorbeileben von Einheimischen und (ehemals) ausländischen Mitbürgern erklären läßt. Der Türke, mit dem man gemeinsam eine Lehre macht, oder der Italiener mit dem bewunderungswürdig überspoilerten Opel Manta sind keine potentiellen Opfer von Brandanschlägen.“ (Lau/Soeffner, 22)*

Auch wenn das Ruhrgebiet nicht die Bundesrepublik ist, sie ist gewißermaßen der Idealtyp einer multiethnischen Bundesrepublik und empirische Studien bestätigen, daß sich westdeutsche Jugendliche, die vergleichsweise häufig Umgang mit Ausländern haben, toleranter gegenüber Fremden äußern als ihre unerfahrenen Alterskollegen in Westdeutschland (vgl. Heß, 247).

Die beschriebene Normalität in den alltäglichen sozialen Kontakten zwischen Bundesbürgern und Ausländern war und ist jedoch in der nach wie vor hauptsächlich monoethnischen Teilgesellschaft Ostdeutschland nicht gegeben. Unter Kenntnis des frühen Sozialisationsprozesses ist davon auszugehen, daß die (begrenzten) Erfahrungen im Umgang mit "Anderen" Fremden über das spezifisch ostdeutsche kollektive Gedächtnis weitergegeben werden und sich mit aktuellen Erfahrungen verbinden. Des weiteren heißt das auch, daß die durch die *Signifikanten Anderen* vermittelte und von den Heranwachsenden internalisierte Welt in einer Weise vorstrukturiert wird, die einer mehr oder weniger entschiedenen Differenzierung zwischen „uns“ und „denen“ förderlich ist. Sozialisationstheoretische Erklärungen ethnozentrischer Orientierungen verweisen

⁷⁰ Natürlich muß hierbei berücksichtigt werden, daß die ländlichen und städtischen Regionen in dieser Hinsicht doch erheblich kontrastierten.

vor allem auf die Bedeutung der frühen Primärgruppen (Eltern und Großeltern) und die durch sie vermittelten Wert- und Verhaltensorientierungen (vgl. Rieker, 222).

Im Gegensatz zu der neuen Gruppe der “Eigenen“ Fremden, den „Wessis“, die vor allem ein originäres Produkt der Vereinigung sind, wurde auch bei der Definition der “Anderen“ Fremden mehrheitlich, auf die im kollektiven Gedächtnis sedimentierten Erfahrungen (Stereotype, Vorurteile) zurückgegriffen. Sie fundierten in nicht zu unterschätzendem Maße die fremdenfeindlichen Gewaltexzesse von der Wende bis heute. Klinger beschreibt dementsprechend die Ursachen für die fremdenfeindliche Gewalt folgendermaßen:

„Die hier erfaßten Übergriffe stellen allerdings nur die spektakuläre Spitze eines tieferliegenden Konfliktpotentials dar, das seine eigene Geschichte hat und in den neuen Bundesländern im besonderen Maß durch das untergegangene DDR-System geprägt wurde. Die hierbei maßgeblichen Einflüsse wirken eher geräuschlos, bewegen sich unspektakulär jenseits der öffentlichen Aufmerksamkeit. Aber sie sind deshalb nicht weniger prägend.“ (Klinger, 70)

Die somit historisch vordefinierte Situation der “Anderen“ Fremden möchte ich im folgenden nachzeichnen. Dabei sollen vor allem Kontinuitäten zwischen historischer (DDR) und aktueller Situation (neue Bundesländer) anhand dreier Gruppen von “Anderen“ Fremden transparent gemacht werden.

6.4.3.1. „Internationale Solidarität“ vs. „Fidschis“ und „Briketts“

Für den historischen Rückblick zeigt sich ein äußerst heterogenes Bild. So verweist von Wroblevsky (1995, 76 ff.) rückblickend auf das nicht untypische Phänomen der „Ausländereuphorie“ in der DDR. Feststellbar nicht nur bei offiziellen Ereignissen wie Weltfestspielen und Festivals, sondern auch in spontanen Solidaritätsaktionen.⁷¹ Doch von Wroblevsky weist zu recht darauf hin, daß diese Ereignisse immer vor dem Hintergrund sozialer Sicherheit und geopolitischer Abgeschlossenheit interpretiert werden müssen, als Möglichkeit der Flucht vor dem grauen Alltag, als Abwechslung durch den

⁷¹ Beispielsweise nach dem Putsch gegen Allende

Reiz des Exotischen. Die Fremden aus aller Welt waren Faszinosum im täglichen Einerlei und ermöglichten einen temporär begrenzten Ausstieg aus dem Alltag. Hahn beschreibt derartige Situationen besonders treffend: „*Fast könnte man die Attraktion des Fremden mit der der Feste vergleichen: beide bieten eine Abwechslung von Langeweile und Alltäglichkeit, beide fesseln sie durch ihren Ausnahmecharakter.*“ (Hahn 1994, 152)

Seit November 1989 ist für die ostdeutsche Bevölkerung der Kontakt mit dem strukturell Fremden (Stenger, 204), dem reflexiv Unvertrauten, dem man mit der Erwartung und Akzeptanz begrenzter Verstehbarkeit begegnet, in verstärktem Maß möglich geworden. Im Gegensatz zur westdeutschen Bevölkerung, der die Begegnung mit dem reflexiv Unvertrauten, allmählich zur Normalität teilweise auch weniger fremd wurde, war in der DDR eine solche lernende Auseinandersetzung mit dem reflexiv Unbekannten, wie beschrieben nur selten vorhanden. Denn der Gedanke vom „proletarischen Internationalismus“ war nicht nur der theoretische Gegenentwurf zum „wurzellosen Kosmopolitismus“⁷², er bestimmte auch den realen Umgang mit Fremden innerhalb der DDR und damit auch die Alltagserfahrungen ihrer Bürger.

Nach statistischen Angaben lag der Anteil der ausländischer Bürger im Herbst 1990 unter einem Prozent.⁷³ Dies entsprach in etwa dem statistischen Mittelwert des Anteils ausländischer Bürger in Ostdeutschland, seit dem der Großteil aufgrund des akuten Arbeitskräftemangels ab Mitte der 60 Jahre in die DDR geholt wurde, um die industrielle Produktion aufrechtzuerhalten. (vgl. Schmidt, 65) Deshalb war auch hier das Berufsleben das eigentliche Feld des Zusammentreffens von DDR-Bürgern und Ausländern. Der Betrieb war aber auch für die Versorgung, Unterbringung und Sprachausbildung der ausländischen Arbeitskräfte verantwortlich. Deren umfassende Betreuung und Kontrolle im Arbeits-, Wohn- und Freizeitbereich wurde vor allem durch die Unterbringung in ghettoartig separierten Wohnvierteln (meist in unmittelbarer Nähe zum Betrieb und außerhalb der Wohngebiete der DDR-Bevölkerung) mit spezifischen Verhaltensrichtli-

⁷² Im Verständnis des Marxismus/Leninismus dient der Kosmopolitismus dem Imperialismus zur Unterdrückung anderer Nationen unter dem Aushängeschild der Integration und untergräbt das Nationalbewußtsein der Völker. Er (der Kosmopolitismus) diene letztendlich der Rechtfertigung internationaler Vereinigungen des Monopolkapitals und steht damit im schroffen Gegensatz zum proletarischen Internationalismus.

⁷³ Die Zahl der Ausländer betrug auch zu DDR-Zeiten nie mehr als 1,2 Prozent (vgl. Heß, 225).

nien (strenge Hausordnung) gewährleistet. Ein Arbeiter aus Mocambique schildert die damalige Situation folgendermaßen:

„Unser Leben im Arbeiterwohnheim (AWH) wurde zu einem großen Teil durch die Hausordnung bestimmt. Daraus folgte, daß der Besuch lediglich von 6.00 Uhr bis 22.00 Uhr empfangen werden durfte. Zugleich mußte sich der Besuch beim Pförtner ausweisen und mindestens 18 Jahre alt sein. Praktisch lief das so ab. Zwischen 22.00 Uhr und 6.00 Uhr wurden Kontrollen von den Betreuern des AWH durchgeführt. Wurde eine deutsche Frau nach 22.00 Uhr bei einem afrikanischen Mann erwischt, erhielt er erstens eine Mahnung vom Betrieb. Beim 2. Mal wurde er u.U. sogar nach Hause geschickt. Die Frau erhielt Hausverbot oder wurde gleich zur Polizei geschickt. Diese Regelung war für viele Deutsche natürlich eine Abschreckung, uns überhaupt zu besuchen.“ (zit. nach Schmidt, 69)

Des weiteren waren die Ausländer in der DDR mehrheitlich schon aufgrund ihres begrenzten Aufenthalts ständig in der Situation des Fremden der heute kommt und morgen geht (Simmel), d.h. durch konsequente Rotation war der Aufbau eigener Strukturen unmöglich und die Figuration der Ausländer in der DDR letztlich durch ihre Instabilität und Machtschwäche gekennzeichnet (Heß, 229).

Eine andere, aber weniger bedeutungsvolle Sphäre, war die Begegnung mit den ausländischen Studenten, die in ihrer Zahl zwar nur marginal von Bedeutung waren, um die sich aber nicht weniger abstruse Legenden bildeten, die sich primär um stereotype Aussagen wie „studieren auf unsere Kosten“ drehten.⁷⁴ Vor allem die Arbeitsimmigranten und die ausländischen Studenten, die aufgrund ihres Aussehens, ihrer Sprache sowie spezifischer Verhaltensmuster unmittelbar als Fremde wahrgenommen wurden, waren auch schon vor der Wende häufiger Diskriminierungen und abwertenden Beschimpfungen („Briketts“) ausgesetzt, im Gegensatz zu Ausländern aus Osteuropa, die meist durch Einheirat fest in der DDR-Gesellschaft integriert waren und Benachteiligungen eher in Form von verschiedenen Regelungen, Beschränkungen (Studienplätze u.ä.) erfuhr. Verschiedentlich wird von diversen Autoren auch eine Art „Einkaufsdiskriminierung“ festgestellt und deshalb eine Mischung aus eigenen (Versorgungs-) Problemen

⁷⁴ Jedoch erhielten von den 1123 ausländischen Studenten in Leipzig lediglich 50 ein Solidaritätstipendium, für alle übrigen erhielt die DDR jedoch 6000 bis 10 000 Dollar (vgl. Heß, 226).

und Sozialneid für spezifische Aversionen gegen Ausländer in der DDR verantwortlich gemacht (vgl. Schmidt, 70; Heß, 117 ff.).⁷⁵

Dennoch kann eine einheitliche Linie in der Behandlung und im alltäglichen Umgang zwischen DDR-Bürgern und Ausländern nicht identifiziert werden, sondern die Situationen waren wie so oft von den spezifischen lokalen und situativen Kontexten abhängig. Generell konstatierten aber interne Studien des „Zentralinstituts für Jugendforschung“ Leipzig (ZIJ), schon Ende der 70er Jahre eine Verschlechterung des Verhältnisses zu Ausländern in der DDR, was sich ab Mitte der 80er Jahre auch in Gewalttätigkeiten artikuliert (vgl. Heß, 84 ff.).⁷⁶

Eine Identifizierung mit den Gastarbeitern hatte in der DDR nicht stattgefunden, sie gehörten einfach nicht dazu, ihr Status war eben im Simmel'schen Sinne nur die des Gast(arbeiters) der heute kommt und morgen geht. Mit dem Ende der DDR waren aber diese systembedingten Umgangsformen buchstäblich über Nacht überflüssig geworden, und der Gast(arbeiter) wurde zum potentiell Bleibenden. Für die Mehrheit der DDR-Bürger wurden die ausländischen Mitarbeiter zu einem existentiellen Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt. Ein Stimmungsumschwung war die Folge, so empfanden in einer Befragung 76 Prozent der Ausländer die Behandlung zur Zeit ihrer Einreise in die DDR rückblickend als freundlich, wohlwollend und hilfsbereit, im Januar/Februar 1991 waren das nur noch 56 Prozent. Der Anteil der ihnen gegenüber feindlich gesinnten Kollegen hätte sich dagegen von damals 4,7 Prozent auf 15 Prozent erhöht. Diesen Stimmungsumschwung bekamen die asiatisch/afrikanischen Arbeitsimmigranten noch weit stärker zu spüren, hier sank der Anteil der „freundlichen und verständnisvollen“ Behandlung von anfänglich 67 Prozent auf 10 Prozent. Als Ventil für diesen innergesellschaftlichen Druck wirkte die schnelle Entlassung und Rückführung der ausländischen Mitarbeiter (Schmidt, 65 ff.).

⁷⁵ So stimmten der Behauptung „Ausländer haben in wesentlich stärkerem Maße gehamstert und so zur schlechten Versorgungslage beigetragen“ fast 50 Prozent mit „voll zutreffend“ bzw. „teilweise zutreffend“ zu (vgl. Heß, 118).

⁷⁶ Bezeichnenderweise griffen die mehrheitlich rechten DDR-Skins in Erklärungen ihrer Ausländerfeindlichkeit hauptsächlich auf Begründungsmuster zurück, die in Teilen der Bevölkerung latent vorhanden waren. Die damaligen Meinungen drückten vor allem einen gewissen Sozialneid (leichterer Zugang zu lukrativen Währungen sowie größere Reisefreizügigkeit für Ausländer im Vergleich zu DDR-Bürgern) sowie diffuse soziale Bedrohungsängste aus (Überbringer von AIDS u.a.) (vgl. Brück, 44).

Eine weitere Problematik offenbart sich in diesem Kontext bei Kenntnis des spezifischen, in der DDR propagierten, bis heute bei vielen ostdeutschen Jugendlichen im Prozeß der Sozialisation internalisierten und trotz aller westlicher (postmaterieller) Tendenzen weiterhin stark akzeptierten Arbeitsethos (siehe Kapitel 5.2.1.). Dieses (post-) sozialistische Arbeitsethos glorifiziert(e) den werktätigen Bürger und verabscheut jeglichen Handel. (vgl. Spülbeck, 153) Das implizit damit verbundene Postulat „Wer nicht arbeitet, lebt auf Kosten anderer“, hat meines Erachtens nichts an seiner Brisanz verloren und beinhaltet daher auch für die Zukunft immer ein gewisses Bedrohungspotential, das jederzeit abrufbar ist. Der DDR-Bürger war dabei das Idealbild des fleißigen Arbeiters und vor allem der „Pole“ das Sinnbild des gewieften Händlers. Bezogen auf die aktuelle Situation in den neuen Ländern übernehmen Polen und Vietnamesen („Fidschis“) auf den Wochenmärkten und in den Fußgängerzonen die traditionelle Funktion des Juden, als Händler. *„Handel hat auch hier die Konnotation des Unrechtmäßigen und Unreinen: Betrug, schlechte Qualität zu überhöhtem Preis, oder allzu niedrige Preise für unrechtmäßige erworbene Ware“ (Spülbeck, 164).*

Natürlich kann diese Deutung nicht verallgemeinert werden, aber es scheint unter Berücksichtigung der eher traditionelleren Milieustruktur nur folgerichtig, daß derartige Denkweisen in den neuen Bundesländern vergleichsweise resistenter sind.

6.4.3.2. „Freunde“ vs. „Russen“

Ein anderes Beispiel, das den Umgang mit dem Fremden in seiner Widersprüchlichkeit ebenfalls deutlich artikuliert, soll im folgenden anhand der Situation der sowjetischen Streitkräfte aufgezeigt werden. Über 40 Jahre lebten auf dem Territorium der DDR ständig zwischen 300 000 und 420 000 sowjetische Soldaten. Mit der Besetzung des besiegten Deutschlands durch die sowjetischen Streitkräfte stellte sich die Situation zunächst ambivalent dar. Waren zum einen Plünderungen und Vergewaltigungen keine Seltenheit, existierten andererseits auch bis 1947 *„viele freundliche und gute Beziehungen zwischen sowjetischen Soldaten und der deutschen Zivilbevölkerung“ (Naimark, 105 ff.)*. Mit dem Sommer/Herbst 1947 verstieß es jedoch gegen die Militärgesetze, mit Deutschen zusammenzuleben, und es wurde ein streng reglementiertes Leben eingeführt. Auch die Kontakte auf der offiziellen Ebene waren seitdem zumeist formali-

stischer und oberflächlicher Natur, trotz „Waffenbrüderschaft“ und offiziellen Begegnungen (vgl. ebd. 108). Das durch die Medien vermittelte Bild des Sowjetsoldaten als „Befreier“ vom Faschismus und die von der DDR-Bevölkerung wahrgenommene Wirklichkeit klappten unvereinbar auseinander. Die „Russen“ wurden von der Mehrheit der Bevölkerung als Besatzer und unliebsames Übel wahrgenommen, dem man sich aufgrund dessen manifester Übermacht nicht zu entledigen wußte. Entsprechend wurde auch mehr oder weniger offen auf tradierte Etikettierungen der „Russe“, „Iwan“ bzw. die „Russen“ in der Alltagssprache zurückgegriffen. Dieser Gegensatz verdeutlicht erneut die Diskrepanz zwischen offiziell propagiertem Internationalismus, hier in der offiziellen Auslegungsform als „Waffenbrüderschaft“ (der große Bruder), und der kommunikativen Realität im DDR-Alltag.

In mehr als vier Jahrzehnten verfestigten sich neue und alte Ressentiments, deren Konfliktpotential sich mit der Wende vermehrt auch in offenen Gewaltakten offenbarte. Ein Teil der Ostdeutschen fühlte sich zunehmend ermutigt, gegen die sowjetischen Streitkräfte zu protestieren, und das nicht nur in friedlicher Weise. „Besonders in den Dörfern neben den großen Kasernen sah man deshalb auch immer häufiger die Parole »Russen nach Hause: Domoï«.“ (Niemark, 113)

Nur durch die schnelle Rückführung der sowjetischen Truppen und der Arbeitskräfte aus den ehemaligen Bruderländern (Angola, Mocambique, Vietnam etc.) konnten massivere Gewaltakte durch Jugendliche vermieden werden. Man wandte sich verstärkt anderen Opfern zu und fand sie, denn bekannt ist, „*daß junge Männer zur gewaltsamen Austragung ihrer inneren Konflikte neigen, sich Gegner suchen, wenn sie keine haben*“ (Anselm, 147). Man entdeckte sie schnell in den Asylanten, nicht zuletzt befördert durch die bundesdeutsche Diskussion um die Asylproblematik und die entsprechenden Polemiken („Das Boot ist voll“).

Resümierend kann festgehalten werden: Der alltägliche Umgang und entsprechend das „lernende“ Auseinandersetzen mit dem Fremden, verstanden als erwartetes Unvertrautes, vor allem als Repräsentant anderer Lebensformen und -auffassungen, war für die Mehrheit der DDR-Bürger so nie wirklich existent. Die „Russen“ lebten isoliert in ihren Kasernen, die ausländischen Arbeiter in separaten Wohnvierteln. Eine Gefahr für das

„Denken - wie - üblich“ (Schütz), zumindest im hier gedachten Sinn, bestand nur selten.⁷⁷ Da die Fremden in der DDR eigentlich nie, die dort gültigen Kultur- und Zivilisationsmuster in Frage stellten, war eine direkte Auseinandersetzung nicht oder nur marginal gegeben. Erst mit der Angliederung an die Welt des freien Wirtschafts- und Reiseverkehrs schienen für die einen die alten Vertrautheiten in Gefahr, für die anderen ergaben sich erstmals reale Möglichkeiten des Kennenlernens anderer Kulturen. Letzteres offenbarte sich in der Gründung und Etablierung multikultureller Vereine sowie der Berufung von Ausländerbeauftragten/Ausländerbeiräten als wichtige Grundlagen für eine offenere Auseinandersetzung mit den ausländischen Mitbürgern. Andererseits schlug bei bestimmten Bevölkerungsschichten die vormalige Aufgeschlossenheit und Freundlichkeit hauptsächlich aufgrund wachsender sozialer Unsicherheit zunehmend in Desinteresse an der Situation der Ausländer oder letztendlich auch Ablehnung der Arbeitssimmigranten um (vgl. Schmidt, 72). Dies verband sich zusätzlich mit der plötzlichen Erfahrung kultureller Fremdheit in Form von erwarteter Unvertrautheit: Fremdheit durch Fremde infolge der plötzlichen Ansiedlung von Flüchtlingen in den heimischen Wohngebieten.⁷⁸ Für die Mehrheit der Bevölkerung wandelte sich das bisherige Faszinosum der Fremdheit (Verlockung, Abwechslung vom Alltag) zum Tremendum (Bedrohung bisheriger Gewißheiten). *„So wurde der Anblick von Fremden auf dem Rasen für die einheimische Bevölkerung,....., zum Symbol der fundamentalen Bedrohung alles bisher Gültigen.“* (Benz, 112) Die vertraute Welt schien in Gefahr.

Die früheren o.a. DDR-spezifischen Erklärungen für Ressentiments und Gewalt gegen Ausländer (Sozialneid, Krankheitsüberträger usw.) sind nicht einfach verschwunden, sondern wirken sozialisatorisch fort, verbinden sich mit den aktuellen Problemen des Transformationsprozesses und gewinnen in ihrem Bedeutungspotential scheinbar an Plausibilität. In der einstmaligen Arbeitsgesellschaft wird bezahlte Beschäftigung zum knappen Gut. Es scheint klar, daß (ost)deutsche Ansprüche auf dem Arbeitsmarkt Vor-

⁷⁷ Bekanntlich war auch das touristische Angebot für die DDR-Bürger nur begrenzt und meist reglementiert

⁷⁸ Wobei hier die Bezeichnung Fremdheit durch Fremde ohne Fremde eher zutrifft, denn es gilt zu berücksichtigen, daß der Ausländeranteil in den neuen Ländern lediglich 0,75 Prozent beträgt und dort derzeit auch nur 91 000 Ausländer unter 30 Jahren leben. Ihr Anteil an der ostdeutschen Jugend entspricht damit in etwa 1,6 Prozent, während er in den alten Ländern bei ungefähr 16 Prozent liegt (vgl. Beyer 1997, 155).

rang haben. Durch Ausgrenzung der Fremden (Exklusion) kann man den Kreis der potentiellen Bewerber eingrenzen (inkludieren) und so seine Chancen verbessern: Der Ausländer ist der erste, der gehen muß. Daß die Jugendlichen in Ostdeutschland aufgrund der oben beschriebenen Situation auf dem dortigen Ausbildungs- und Arbeitsmarkt derartige Vorstellungen ebenfalls mehrheitlich mittragen, ist offensichtlich.

6.4.3.3. „Imperialistische Zionisten“ - Zur Situation der Juden in der DDR

Auch die Problematik des Antisemitismus in der DDR soll kurz umrissen werden, wodurch spezifische Entwicklungen transparent gemacht werden können, die nicht nur bis heute fortwirken (Schändung jüdischer Friedhöfe), sondern auch für die Zukunft gefährlich werden könnten, denn auch sie sind anschließbar und scheinbar plausibel (Hahn). Hierfür können drei verschiedene Dimensionen festgemacht werden, die die spezifisch ostdeutschen Kontinuitäten in diesem Kontext verdeutlichen.

Antiisraelismus: Der anfänglich positiven Haltung (Begrüßung der Staatsgründung), folgte nach 1949 ein abrupter Einstellungswandel, vor allem aufgrund der Verortung beider Staaten in die konträren Blocksysteme. Spätestens seit dem Sechstagekrieg 1967 wurde Israel als imperialistischer Aggressor postuliert und die offizielle Propaganda schuf ein spezifisches Isrealbild, das sich aus den Versatzstücken antiimperialistischer, antiisraelitischer, antizionistischer und letztlich antisemitischer Ressentiments nährte. Ohne im folgenden ausführlich auf die Beziehungen zu Israel eingehen zu müssen, kann davon ausgegangen werden, daß das offizielle Bild in den Medien der DDR fast vierzig Jahre lang mit dem o.a. brisanten Konglomerat aus alten und neuen Stereotypen, von den größten Teilen der Bevölkerung auch so internalisiert wurde, zumindest in seinen Grundzügen, so daß „...an die Stelle vom »häßlichen Juden« der »häßliche Israeli« gerückt wurde (vgl. Offenberg, 193).⁷⁹

⁷⁹ Offenberg kommt gar zu der Schlußfolgerung „Die antiisraelitische Propaganda hatte weitaus stärker ein Negativbild von Juden geprägt als das (unterdrückte) Fortleben judenfeindlicher Stereotype aus der Nazizeit.“ (Offenberg, 196) Was natürlich fraglich ist, eher sind sie mit den tradierten Bedeutungsinvestitionen zusammen je nach Bedarf abrufbar.

Antisemitismus/Juden in der DDR: Die innenpolitische Ausrichtung gegenüber den eigenen (wenigen) verbliebenen Juden insbesondere den Mitgliedern der jüdischen Gemeinden, variierte äußerte stark, wobei grundsätzlich der instrumentelle Charakter - in Abhängigkeit von der jeweiligen innenpolitischen Richtlinie - dominierte.

Dementsprechend kann man vier verschiedene Phase unterscheiden 1.) *Phase der Rückkehr* von Juden 1945-1953 (Bevölkerung reagiert mit Ausschreitungen) 2.) *Phase der Eskalation* 1953-1961 (Slansky-Prozeß [auch hier wurde auf bewährte Metaphern⁸⁰ zurückgegriffen], Fluchtwelle), 3.) *Phase der Stabilisierung/Beruhigung* 1961 bis Mitte der 80er (verbesserte Integrationsbedingungen für Juden) 4.) Ab Mitte der 80er Jahre *Phase der Reformierung* (Reiseerleichterungen, spezifische Publikationen etc.) inklusive einer Richtungsänderung in der Frage der Wiedergutmachung. Vor allem begründet durch die allgemein schlechte Wirtschaftslage hoffte die DDR auf die Meistbegünstigungsklausel durch die USA, und daß die Juden diesbezüglich ihren „Einfluß“ geltend machen könnten. Wieder einmal wurde das Bild von der reichen jüdischen Lobby zitiert. 1989 leben kaum noch Juden in der DDR.

Zur aktuellen Situation: Erst nach 1990 kam es zu intensiveren Kontakten zwischen Bürgern in den neuen Bundesländern und vor allem jüdischen Aussiedlern aus den ehemaligen Sowjetrepubliken. Die Reaktionen der Bevölkerung waren höchst unterschiedlich, eskalierten aber unter anderem auch in der bezahlten Niederbrennung von Aufnahmeheimen.⁸¹ Die Ursachen dafür können nicht zuletzt in dem beschriebenen Umgang mit den Juden in der DDR sowie der aktuellen Angst vor dem Fremden (Konkurrenz/Neid) gesehen werden. Des weiteren können die antisemitischen Vorfälle auch als Konsequenz von ähnlichen Erscheinungen in der DDR interpretiert werden, die jedoch nicht an die Öffentlichkeit gelangten, da sie einfach nicht in das Bild des proklamierten Antifaschismus paßten.⁸² Verschweigen oder Schuldsuche im Westen, das waren die

⁸⁰ Die Bezeichnung „Verschwörerzentrum Slansky“ erinnert an die Protokolle der Weisen von Zion. Die Bezeichnung als „wurzellose Kosmopoliten“ verweisen einmal mehr auf deren fragwürdige „Loyalität“

⁸¹ Eine interessante ethnologische Studie bietet in diesem Zusammenhang Susanne Spülbeck über die Reaktionen einer ostdeutschen Dorfbewölkerung über den Aufenthalt russischer Juden in „ihrem“ Dorf (Spülbeck 1997).

⁸² Nachdem 1983 Grabsteine auf dem jüdische Friedhof von Erfurt mit nazistischen Symbolen beschmiert und umgestürzt worden waren, wurden die zuständigen Gemeindemitglieder dazu angehalten, Still-schweigen zu bewahren „Als 1988 auf dem Adass-Jisroel-Friedhof in Berlin Grabsteine umgestürzt und

beiden Richtungslinien im Umgang mit antisemitischen Tendenzen entsprechend dem sonstigen Umgang mit offensichtlich rechtsradikal motivierten Delikten. „*Offiziell wurden zwar judenfeindliche und nazistische Äußerungen unterdrückt, antisemitische Resentiments in der Bevölkerung lebten jedoch fort.*“ (Offenberg, 191)

Letztendlich kann festgestellt werden, daß antisemitische Vorurteile (Verschwörer, wurzellose Kosmopoliten) in der DDR neubelebt bzw. neue Formen generiert (Israelbild, sozialistisches Arbeitsethos vs. Handel [Schmarotzertum]) wurden und daß eine öffentliche Auseinandersetzung oder Diskussion über die Spezifik des Holocaust⁸³ in der DDR nicht stattgefunden hat. Unter Berücksichtigung dieser Entwicklungen in der DDR läßt sich auch der Anstieg antisemitischer Einstellungen nach der Wende bis heute erklären und kann daher nicht einfach als Angleichung an westdeutsche Verhältnisse verharmlost werden.

1991 betrug der Anteil der antisemitisch eingestellten Bundesbürger im Westen 16,0 Prozent im Osten dagegen lediglich 4,0 Prozent. „Doch bereits drei Jahre später unterschieden sich die neuen Bundesländer bei einer Emnid-Umfrage kaum noch von ihren Landsleuten im Westen: 21 Prozent der Ostdeutschen und 22 Prozent der Westdeutschen wollten keine Juden als Nachbarn. Diese Annäherung wie auch die Zunahme antisemitischer Vorbehalte in der gesamten Bundesrepublik ist vor allem auf den Vereinigungsprozeß zurückzuführen, dessen politische und wirtschaftliche Probleme bekanntlich xenophobische und rassistische Einstellungen begünstigten.“ (vgl. Offenberg, 196 ff.) Juden sind deshalb besonders gefährdet, weil ihre Sündenbockfunktion aufgrund der geschichtlichen Tradition der Verfolgung besonders plausibel zu sein scheint. Entsprechend stimmten schon 1990 in einer empirischen Studie 26 Prozent der ostdeutschen Jugendlichen der Aussage zu: „*Es hat sich in der Geschichte immer gezeigt: wohin Juden kamen, erregten sie Anstoß; es muß also irgend etwas mit ihnen los sein.*“ (zit. nach Schubarth, 85) Die Fortsetzung dieser Entwicklungen zeigte sich auch in repräsentativen Jugendstudien, die im März 1992 bei etwa 10 bzw. 20 Prozent der sächsischen Schüler bzw. Lehrlinge antisemitische Sichtweisen nachwiesen (vgl. Erb 1994, 45). Das weist auf den in gewissen Bevölkerungsschichten latent weiter existie-

Gräber mit Kot geschändet wurden, stellte der Staatsanwalt die Ermittlungen ein, weil angeblich der Wind hierfür verantwortlich sei.“ (Offenberg, 194)

⁸³ Entsprechende Publikationen gingen in der Flut antifaschistischer Literatur unter. Einer Thematik von der das Gros der Bevölkerung ohnehin mehr als gesättigt war.

renden Antisemitismus hin, der auch durch die offizielle antizionistische und antiisraelische Haltung der DDR angereichert wurde und erst mit dem Beitritt zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion wurde. Trotz periodisch wechselnder antisemitischer Handlungen, scheint hingegen die Problematik in der Öffentlichkeit nicht unbedingt akut. Dennoch ist die besondere Rolle der Juden als Sündenbock jederzeit abrufbar, so daß Instrumentalisierungen für die Zukunft nicht auszuschließen sind, denn die „*Konstruktion 'des' Juden geht mit der Zeit*“ (Priester, 75).

Obwohl der Überblick über die diversen Formen der “Eigenen” und “Anderen” Fremden notwendigerweise unvollständig bleiben mußte, zeichnen sich doch Konturen ab, die auf die Spezifik in Ostdeutschland hinweisen. Wichtigste Kennzeichen sind hier die statuierte Nichtzugehörigkeit zur ostdeutschen Teilgesellschaft und die nach wie vor fehlende alltägliche Auseinandersetzung, die den Umgang mit den verschiedenen Randgruppen zur Alltäglichkeit werden lassen. Die Problematik eines über 40 Jahre verhinderten Umgangs mit dem Fremden in der alltäglichen und Normalität stiftenden Auseinandersetzung, verbunden mit den öffentlich nicht verarbeiteten individuellen Tragödien dürften sich im spezifisch ostdeutschen kollektiven Gedächtnis sedimentiert haben und damit die im Verlaufe der Sozialisation internalisierte Weltauffassung bei einem Großteil der ostdeutschen Jugendlichen auch zukünftig entscheidend determinieren.

Dieses nach wie existente Defizit im alltäglichen Umgang mit dem Fremden in den neuen Bundesländern beinhaltet ein brisantes Potential für die Zukunft, denn „*erst Kontakte, die Wissen und Bekanntschaft stiften, erzeugen ein besseres Wissen über Minderheiten und können so zur Verminderung von Vorurteilen beitragen*“ (vgl. Allport, 273).

6.4.4. Eine Topologie des Fremden in den neuen Bundesländern

Obwohl der Status der verschiedenen Randgruppen per definitionem defizitär, also meist durch einen mehr oder weniger hohen Grad an Diskriminierung gekennzeichnet ist, sind doch Unterschiede in ihrer Behandlung durch die Mitglieder der Kerngesellschaft, in Abhängigkeit vom wahrgenommenen Abstand zur Kerngesellschaft höchst wahrscheinlich.

Dementsprechend lassen sich unter Rekurs auf Wiehn (1994) sowohl soziohistorisch, als auch für den Untersuchungsgegenstand relative hochstehende (bspw. Westdeutsche) und vergleichsweise tieferstehende Randgruppen (bspw. Polen) unterscheiden (vgl. Wiehn, 174). Jedoch müssen die Grade der Diskriminierung immer idealtypisch gedacht werden, wobei die Teil- bzw. Kerngesellschaft Ostdeutschland die Definitionsinstanz ist. Sie bestimmt den Fokus auf die Gruppe der "Eigenen" und die verschiedenen Gruppen der "Fremden". Folgende idealtypisch gedachte Ebenen lassen sich in Abhängigkeit vom Grad ihres Abstands von der Teil- bzw. Kerngesellschaft Ostdeutschland unterscheiden:

	Die Fremden	
	<i>Randgruppen der „Eigenen“ Fremden (Auswahl)</i>	<i>Randgruppen der „Anderen“ Fremden (Auswahl)</i>
<i>Teilgesellschaft Ostdeutschland</i>	<ul style="list-style-type: none"> • Westdeutsche • Obdachlose • Prostituierte • Homosexuelle • andere innergesellschaftliche Außenseiter 	<ul style="list-style-type: none"> • Asylanten • Ausländer • Juden • Rußlanddeutsche und andere „deutsche“ Aus-siedler

Trotz des unterschiedlichen Abstands von der Kerngesellschaft „Ostdeutschland“ wird auf beiden Ebenen der Begriff "Fremder" hier generell in seinem denunzatorischen Gehalt begriffen, der zusammenfassend die Nichtzugehörigkeit bzw. die geminderte Zuge-

hörigkeit zur lokal ethnisch (ostdeutsch) definierten Eigengruppe impliziert. Sind die Fremden erst einmal als fremd definiert, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis der "Eigenen" zu den "Fremden". Weiter oben wurde festgestellt, daß der Blick auf die Gruppen der Fremden hauptsächlich durch die eigene *Wir*-Brille erfolgt und damit eine ethnozentrische Perspektive überwiegt. Ethnozentrische Denkmuster werden hauptsächlich durch unbewußte Lernvorgänge innerhalb der Eigengruppe vermittelt. Hier kommt der unbewußten Übernahme von Gewohnheiten, Rollen und Mustern in den verschiedenen Phasen der Sozialisation (siehe Kapitel 4.3.3.) eine herausragende Bedeutung zu. In der alltäglichen Kommunikation, etwa mittels Sprichwörtern, Mythen, Volkslegenden, in zynischen Erzählformen oder beispielsweise in Witzen, wird Ethnozentrismus transportiert. (Antweiler, 37) Die ethnozentrischen Weltbilder nehmen meist stigmatisierenden Charakter an und können sich letztlich in Stereotypisierungen von Fremd - und Eigengruppen verfestigen, die wiederum normativen Charakter tragen.

„Die formale Struktur des Ressentimentsausdrucks ist hier überall dieselbe: Es wird etwas, ein A, bejaht, geschätzt, gelobt, nicht um seiner inneren Qualität willen, sondern in der - aber ohne sprachlichen Ausdruck bleibenden - Intention, ein anderes, B, zu verneinen, zu entwerten, zu tadeln. Das A wird gegen B »ausgespielt«.“ (Scheler, 25)

Die diskriminierenden Merkmale sind als soziale Konstruktionen von Wirklichkeit in dem Sinne anzusehen, als sie bewußt erfunden oder aus den vorhandenen Sedimenten eines kollektiven Gedächtnisses abgerufen wurden. Diese Annahme gilt sowohl für unsichtbare als auch für sichtbare Merkmale, denn auch letztere (Hautfarbe, körperliche Anomalien usw.) müssen in ihren scheinbar offenkundigen Merkmalen erst mit diskriminierenden Attributen besetzt werden. Erst dadurch wird ihnen handlungs- und behandlungsrelevante Qualität verliehen. (vgl. Wiehn, 172)

6.5. *Schlußfolgerungen*

Resümierend kann festgestellt werden, daß sich in den neuen Bundesländern eine Teilgesellschaft etablierte und zunehmend stabilisiert, die sich hauptsächlich über ihre zugehörige Nichtzugehörigkeit zur Bundesrepublik Deutschland definiert. Diese Teilgesellschaft ist in dem Sinne eine Kerngesellschaft, als sie mit ihrer Begrenzung nach wie vor alle Westdeutschen als nicht zugehörig betrachtet, die so letztlich zu "Eigenen" Fremden wurden und werden. Die Konstruktion beider Parteiungen beruht auf der Dualität von Eigenstereotyp und Fremdstereotyp mittels spezifischer Merkmale. Mit der Konstruktion der ostdeutschen Teilgesellschaft entstand die neue Randgruppe⁸⁴ der Westdeutschen, neben den traditionellen "Eigenen" Randgruppen (Obdachlose, Homosexuelle, Straffällige etc.). Der Umgang mit den traditionellen "Eigenen" Fremden in der DDR kann rückblickend als verordnete Toleranz und fehlende Auseinandersetzung beschrieben werden. Die aus einem gemeinsamen kollektiven Gedächtnis tradierten und in der DDR befestigten bzw. neu aufgeladenen Ressentiments gegen die verschiedenen "Eigenen" Randgruppen wurden auch nach der Wende nur marginal einem öffentlichen Diskurs ausgesetzt, eine Tendenz die nun gesamtdeutsch weiterexistiert. Die traditionellen "Eigenen" Randgruppen werden demzufolge auch weiterhin, trotz veränderter Rahmenbedingungen an die gesellschaftliche Peripherie gedrängt und befinden sich damit generell, wenn auch graduell unterschiedlich, in einem sozialen Status, der sich als Schwäche gegenüber den Mitgliedern der ostdeutschen Kerngesellschaft offenbart.

Der Umgang mit dem "Anderen" Fremden hat zwar wie o.a. Wurzeln in der gemeinsamen Geschichte vor 1945, nahm jedoch danach einen unterschiedlichen Verlauf in beiden deutschen Staaten. Letztendlich kann für die DDR bzw. die neuen Bundesländer auch diesbezüglich eine alltägliche Auseinandersetzung bis heute nicht festgemacht werden. Die Unmöglichkeit der öffentlichen Auseinandersetzung, die instrumentelle Re-Traditionalisierung alter Stereotype im kollektiven Bewußtsein, treffen auf den

⁸⁴ Randgruppen sollen in Anlehnung an Wiehn als formale oder soziale Minderheitengruppen verstanden werden, die nach einem oder mehreren Merkmalen negativ diskriminiert werden. Soziale Randgruppen sind multi- oder monofunktional (ethisch, kulturell, ökonomisch, sexuell, religiös usw.) und befestigen die geltenden Normen- und Wertesysteme der Kerngesellschaft (vgl. Wiehn, 172 ff.).

Wandel einer Gesellschaft der permanenten Stagnation in eine Gesellschaft des permanenten Wandels. Die “Anderen” Fremden waren und sind in den neuen Bundesländern in dem Sinne eine Randgruppe, als sie durch ihre doppelte Nichtzugehörigkeit gekennzeichnet sind. Sie gehören nicht zur Bundesrepublik und schon gar nicht zu Ostdeutschland. Hier spielt auch der Nationenbegriff eine besondere Rolle, der, wie hier gezeigt werden konnte, in der DDR und in den neuen Bundesländern immer noch eher den Kennzeichen der “verspäteten Nation” (Plessner) folgt und sich aufgrund der vergangenen und aktuellen kollektiven Erfahrungen auch weiterhin vornehmlich im Antagonismus zwischen Volk und Staat objektiviert.

Das Ergebnis all dieser Prozesse: die ostdeutsche Teilgesellschaft ist die gemeinschaftsstiftende Instanz, die letztlich auch die Qualität der Beziehungen zu den verschiedenen Randgruppen definiert und so ein spezifisches Reserverat an Marginalisierten generiert.

7. Gewalt gegen Fremde durch ostdeutsche Jugendliche

„Die Reichen greifen zu Opium und Haschisch. Wer sich das nicht leisten kann, wird Antisemit. Antisemitismus ist das Morphinum der kleinen Leute...Da sie die Ekstase der Liebe nicht erlangen, suchen sie die Ekstase des Hasses. Es kommt nicht darauf an, wen sie hassen. Die Juden sind ein so bequemes Ziel...Wenn es keine Juden gäbe, die Antisemiten würden sie erfinden.“ (zit. nach Allport, 348)

7.1. Verhältnisdimensionen zu Fremden

Nachdem wir die beiden möglichen Ebenen, die “Eigenen” und die “Anderen” Fremden für den Untersuchungsgegenstand in ihren Entstehungsbedingungen und die Kriterien ihres Verhältnisses zur *Wir*-Gruppe beschrieben haben, soll im folgenden aufgezeigt werden, wie potentiell jeder Fremde, unabhängig von seinem Abstand zur Kern-

gruppe, zum Feind, zum potentiellen Opfer jugendlicher Gewalt werden kann. Für die Behandlung aller Randgruppen steht ein Reservat von verschiedenen Handlungsmöglichkeiten, ein variables Handlungsprogramm zur Verfügung, ein negatives Sanktionsarsenal, welches in kontinuierlichen Graden von bloßer Abneigung bis hin zu Verachtung, Feindschaft und tödlichem Haß zirkuliert (vgl. Wiehn, 180). Letztendlich sind Eskalationen nicht auszuschließen, und dementsprechend sieht auch Allport die Ursachen für die Anwendung von körperlicher Gewalt gegen als "fremd" definierte Personen vor allem in der besonderen Dynamik, die von der *verbalen Abweisung* bis hin zur eindeutigen *Diskriminierung* reicht (Allport, 64).

Bereits in seiner Rechtsextremismusstudie weist Heitmeyer (1992) darauf hin, daß die Bekämpfung von Fremden mit Gewalt untrennbar verbunden ist mit Fremdheitsgefühlen und damit einhergehender Distanz. Auf der Wahrnehmung dieser Distanz baut der Fremdenhaß seine legitimatorische Basis auf, und - ein besonders wichtiges Kriterium - der Fremdenhaß des Gewalttäters kalkuliert diese distanzierte Haltung auch bei anderen mit ein und vertraut daher auf deren latente Unterstützung, Tolerierung oder zumindest auf deren Nichteingreifen beim Einsatz von Gewalt gegen Fremde (vgl. Heitmeyer 1992 a, 69 ff.). Bei den vermuteten oder tatsächlichen Haltungen der Mitglieder der Kerngesellschaft gegenüber den verschiedenen Randgruppen sind, rekurrierend auf Heitmeyer, folgende Varianten zu unterscheiden:

Fremdheitsgefühle: Hier handelt es sich um ein Massenphänomen, das sich normalerweise in Distanz ausdrückt. Toleranz und Abwertung, die über spezifische Stereotype oder Vorurteile objektiviert werden, liegen eng beieinander. Fremdheitsgefühle sind alltäglich und können prinzipiell in unterschiedlicher Dauer verarbeitet werden. Hier können in Abhängigkeit vom situativen Kontext alle Kategorien von „Fremden“ auftreten.

Fremdenangst: Es sind vor allem die Erfahrungen bzw. die Erwartungen, der destruktuierenden Wirkung auf die Alltagswelt, hauptsächlich durch die "Anderen" Fremden, aber auch bei bestimmten Gruppen der "Eigenen" Fremden (AIDS-Kranke). Diese Erfahrungen korrespondieren nun mit den o.a. Dimensionen sozialer, kultureller und innerer Fremdheit und werden als akute Gefährdung, der an sich schon labilen und

im Umbau begriffenen Identität wahrgenommen, an deren Sturz alles Fremde interessiert ist. Es entstehen Ängste vor dem Fremden, „*Ängste, die sich aus einer beängstigenden Destrukturierung des 'Ich' (beziehungsweise 'Wir') entwickeln. Sie sind verbunden mit der Auflösung von Strukturen, der Empfindung von Unsicherheit*“ (Oesterreich 1993, 187).

Ein zweites Kriterium, das die Angst vor dem Fremden begründet, ist das der Konkurrenz. Diese Haltung resultiert aus individuellen sozialen Lagen, kann aber zur Definition des „Anderen“ Fremden auf ein umfangreiches Reservat im kollektiven Gedächtnis zurückgreifen. Da aber prinzipiell jeder als potentieller Zerstörer bestehender Gleichgewichte und Verteilungsverhältnisse in Frage kommt und damit letztlich zum Konkurrent um ökonomische Chancen und nicht zuletzt um gesellschaftliche Aufmerksamkeit wird, kann Konkurrenz bzw. Feindschaft auch erst Fremdheit konstruieren (vgl. Hahn, 153).

Fremdenfeindlichkeit: Fremdenfeindlichkeit soll die Ausgrenzung und Diskriminierung von Menschen oder Menschengruppen genannt werden, die durch bestimmte Kriterien als „fremd“ stigmatisiert sind. Diese Kriterien, die allgemeinen Unterschiede des Aussehens, der Herkunft, der Sprache und sonstiger sozialer Verhaltensweisen umfassen, werden normalerweise kulturalistisch begründet.⁸⁵ Fremdenfeindliche Diskriminierung kann sowohl durch Ausschluß von bestimmten Dienstleistungen oder Positionen erfolgen, als auch durch verbale oder körperliche Aggression und muß nicht notwendigerweise im Rahmen einer Theorie begründet werden (vgl. Heß, 22). Das diskriminierende Fremdbild ist jedoch abhängig vom individuellen Standpunkt zur Gruppe der Eigenen und somit in sich äußerst heterogen und voller Widersprüche. Generell kann die folgende Beschreibung des Pakistani durch englische Skinheads so auch für die Diffusität der meisten aktuellen Fremdbildkonstruktionen gelten:

„Das Stereotyp (des Paki) zeichnet ihn, wie er zu Hause (im Dreck mit mindestens einem Dutzend anderer in zwei, drei Räumen hausend) eine Mahlzeit aus einer Dose Katzen- oder Hundefutter zu sich nimmt, völlig abgespannt nach einem harten Arbeitstag auf dem Sozialamt. Er ist schmutzdelig, geil, unverschämte frech, aber er reißt

⁸⁵ Mit dem von Memmi (1992) entwickelten Begriff der Heterophobie lassen sich all jene phobischen und aggressiven Konstellationen begrifflich fassen, die gegen andere gerichtet sind und mit unterschiedlichen - psychologischen, kulturellen, sozialen oder metaphysischen - Argumenten aufgeladen werden. Das Definiendum „Heterophobie“ wird allgemein für Aversionen gegen spezifische Menschengruppen verwendet, wie z.B. Homosexuelle, Behinderte, Obdachlose (Westdeutsche) etc. (vgl. Heß, 18).

sich auch am Riemen und hält sich aus allem raus. Er ist schwul, aber trotzdem immer hinter anständigen Frauen hinterher, stets scharf aufs Vögeln. Er ist ein Penner und ein Nichtsnutz, der Arbeitsplätze wegnimmt. Er malocht jede Stunde, die er nicht schläft (und wenn er nicht schläft, nutzt ein anderer sein Bett). Und mit mehr Geld als Verstand ist der Paki arbeitslos und schnorrt Sozialhilfe. Kurz er ist ein knauseriger Verschwender, ein in sich gekehrter, zurückgezogener großtuerischer Angeber, ein völlig ungezügelter heterosexueller Homosexueller, ein Wohlfahrtsschmarotzer, der laufend Nachtschichten macht, ein Lustmolch, dessen exotische Religion jegliche Sexualität untersagt, ein arbeitsscheuer Drückeberger, stark wie ein Ochse, der mit Vergnügen die letzten Drecksarbeiten verrichtet, über die ein weißer Mann nur noch lachen würde." (Kersten 1994, 126)

Vor allem in den uneindeutigen Situationen von individuellen oder gesellschaftlichen Krisen werden die Fremden immer wieder und schnell zu „Sündenböcken“, und besonders für Jugendliche auf der Suche nach Eindeutigem in einer unübersichtlichen Welt ist das Erklärungsangebot „Sündenbock“ attraktiv. Hierfür wurden und werden vor allem die „Anderen“ Fremden je nach Bedarf instrumentalisiert.

Natürlich ist der Fremdenhaß, die Konstruktion des Fremden als Sündenbock noch nicht die Ursache von jugendlicher Gewalt gegen Fremde, aber die erstellte Topologie negativer Verhältnisdimensionen bis hin zur *Dehumanisierung* des „Fremden“ bildet sozusagen den konstruktiven Rahmen oder das kognitive Reservat und ist insofern eine nicht zu unterschätzende, mentale Stütze bei der individuellen oder kollektiven Entscheidung zum Einsatz von Gewalt. Denn der Fremde wird nicht von den Jugendlichen konstruiert, sondern er wird ihnen durch die Gesellschaft als möglicher Adressat gewalttätigen Handelns offeriert. Vor dem Entschluß zur Gewalt gegen Fremde ist sich der Jugendliche um deren Stellung in der Kerngesellschaft bewußt, wobei dies natürlich wieder von verschiedenen Kontexten abhängig ist. Dabei macht es in Anlehnung an Wiehns Randgruppentheorem durchaus einen Unterschied, in welchen lokalen Bezügen (ländlich, kleinstädtisch, großstädtisch) Fremde (Randgruppen) auftreten, ob sie öffent

lich sichtbar oder ghettoisiert, kaserniert sind und ob sie als in der Nähe oder weit entfernt von Herrschaftsgruppen positioniert wahrgenommen werden (vgl. Wiehn, 177). Nun ist aber Gewalt gegen Fremde kein Charakteristikum aller Jugendlichen in den neuen Bundesländern. Welche besonderen Kennzeichen lassen sich daher für diese gewalttätigen Jugendlichen herausstellen? Ausgehend von der typischen Täterstruktur sollen im folgenden die verschiedene Erklärungsansätze für fremdenfeindliche Gewalt bei Jugendlichen auf ihren Erklärungsgehalt für die Situation in den neuen Bundesländern überprüft werden.

7.2. Erklärungen für Gewalt gegen Fremde in den neuen Bundesländern

Zur Charakteristik der Gewalttäter: In Anlehnung an eine von Willems erstellten Täterstudie kann davon ausgegangen werden, daß die überwiegende Mehrzahl der Tatverdächtigen junge Männer unter 20 Jahren sind und hauptsächlich den unteren und kleinbürgerlich-materiellen Milieus entstammen. Die meisten Gewalttäter sind Schüler oder Lehrlinge mit niedrigem oder mittlerem Bildungsabschluß, der Anteil von arbeitslosen Jugendlichen ist zwar vergleichsweise etwas höher als die Arbeitslosenquote unter den Jugendlichen insgesamt, aber nicht auffällig hoch. Jedoch steigt die Arbeitslosigkeit mit zunehmenden Alter der Gewalttäter an (vgl. Markus 1995, 77; Willems 1997, 407). Es lassen sich keine auffälligen Verbindungen zwischen fremdenfeindlicher Gewalt und starken Problemkonstellationen in den Elternhäusern registrieren. Jedoch verfügen die Täter häufig nur über ein eher geringes Einkommen (durchschnittlich unter 1000 DM). Sie haben meist keinerlei emanzipatorische Absichten oder irgendwelche gesellschaftsverändernde Orientierungen. Die Gewalttat wird vielmehr, vor allem bei den älteren Jugendlichen im Kontext eines drohenden oder *antizipierten Statusverlusts*, vor allem der Milieus, der sie entstammen, erklärt, wobei die Fremden als die potentiellen Bedroher definiert werden. Eine andere Feststellung - vor allem in losen Freizeitgruppen - ist die allgemeine *Langeweile* und *Perspektivlosigkeit*, die sich mit dem typisch jugendlichen Bedürfnis nach *Abenteuer*, nach Abwechslung und Außeralltäglichkeit auf fatale Weise verbindet. Typischerweise werden die fremdenfeindlichen Ge-

walftaten in den neuen Bundesländern von *Gruppen* oder aus Gruppenzusammenhängen heraus begangen und ereignen sich besonders oft in Kleinstädten und ländlichen Gemeinden (*territorialer Aspekt*), so daß die Tatverdächtigen meist ausschließlich aus dem lokalen Umkreis der Tatorte stammen (vgl. Markus 1995, 78). Es lassen sich daher auch in Anlehnung an Bernd Wagner (1994) folgende Determinanten jugendlicher Gruppengewalt herausstellen.

- *überwiegend kleinbürgerliche Herkunft und niedrige bzw. mittlere Bildung der Täter*
- *Anteil der arbeitslosen Jugendlichen liegt bei den Straftätern geringfügig höher als im Durchschnitt*
- *vergleichsweise geringes Einkommen*
- *dynamischer, situativer Aspekt - folgt der Logik des Augenblicks - Lange- weile*
- *männlich dominierte Gruppen*
- *territorialer Aspekt (Stadt/Land)*

Diese Einflußfaktoren sollen in die folgende Auseinandersetzung mit wichtigen Deutungsversuchen für fremdenfeindliche Gewalt involviert werden.

7.2.1. Gewalt gegen Fremde - Eine Folge des Individualisierungsaufpralls?

Die vor allem auf Durkheims Anomiebegriff und Beck`s Risikogesellschaft aufbauenden Theorien der Desintegration gehen davon aus, daß die primären Sozialbeziehungen und normativen Verbindlichkeiten in modernen Gesellschaften an Bedeutung verlieren, sich soziale Beziehungen auflösen und durch den Prozeß der Individualisierung - der mit den Erfahrungen von Vereinzelung und Entsolidarisierung einhergeht - gekennzeichnet sind. Dieser Prozeß wurde wie beschrieben in Ostdeutschland aufgrund der abrupten Einführung des kapitalistischen Wirtschaftsystems besonders deutlich erfahren. Durch den Verfall traditioneller Bindungen der ehemaligen Nischengesellschaft kann man

durchaus von einer kollektiven Vereinzelung (Individualisierungs-Aufprall⁸⁶) und Orientierungslosigkeit ausgehen (siehe auch die Ausführungen in Kapitel 5.1. und 5.2.), die zwar individuell, aber eben abhängig von der milieuspezifischen Herkunft verarbeitet wird. Deshalb ist auch anzunehmen, daß die Erosion sozialer Bindungen und die damit einhergehende soziale Desorientierung unter den Jugendlichen in Ostdeutschland nicht breitenwirksam sind, sondern milieuspezifisch erfahren werden. Vor allem in den unteren sozialen Milieus („Transformationsverlierer“) bieten die Familien für die Jugendlichen nahezu das einzige soziale Netz, das den Umbruch überstanden hatte, wobei der instrumentelle Charakter als Sozial- und Zweckgemeinschaft, der vormals mental besetzten Refugien immer stärker hervortritt (Woderich 1997, 88).

Die Tatsache des wachsenden Zweckcharakters korrespondiert nun wiederum mit dem o.a. zunehmenden Bedeutungsverlust familiärer Bindungen im Wertekanon der Jugendlichen in Ostdeutschland und etabliert damit einen offensichtlichen Widerspruch. Die Heranwachsenden können ihren Frust angesichts der zukünftigen Perspektiven daher (noch) nicht an den Eltern auslassen. *„Die Jugendlichen verschonen ihre Eltern und ihre alten Autoritäten aus Solidarität und aus kindlicher Loyalität, sogar aus Mitgefühl.“* (Benz, 112 ff.) Der Auswahl des Fremden, der Ausländer als Sündenbock, dient somit der Verdrängung der eigenen Probleme, zur Verschleierung der eigenen Fremdheit (zwischen den Generationen, zwischen der Jugend und den Erwachsenen). Beide Gruppen sind daran interessiert, den einfachen Weg der Ablenkung des Konfliktpotentials auf andere Objekte (Sündenböcke), die Fremden zu lenken. Entsprechend verweist Kühnel (1995) auch auf empirische Befunde, wonach vor allem bei Jugendlichen mit niedrigem Bildungsniveau in signifikanterem Maße expressive bzw. instrumentelle Gewalt als Äußerungsform sowie ein stärkerer Rückbezug auf Gemeinsamkeit stiftende und Orientierung bietende ethnozentrische Orientierungsmuster vorzufinden sind. Demgegenüber ist bei Jugendlichen aus sozialen Gruppen mit höheren Bildungsabschlüssen, „eher die Neigung zu bedenkenloser sozialer Durchsetzung oder auch Machiavellismus als Handlungsmuster“ feststellbar (vgl. Kühnel 1995, 25 ff.). So verweist auch Kuhnke (1994) auf entsprechende Befunde durch Untersuchungen an sächsischen Schulen, die ebenfalls dafür sprechen, daß Gewaltverhalten sowohl als Mittel zur

⁸⁶ Nach Heitmeyer waren die Jugendlichen in den neuen Ländern einem Individualisierungsaufprall ausgesetzt, im Gegensatz zu ihren westlichen Alterskollegen, die in die Individualisierungsprozesse sukzessi-

Kompensation geringerer Leistungen, wie auch als Reaktion auf Schulfrust zu verstehen ist (Kuhnke 1994 b, 184).

Es bestehen also durchaus Zusammenhänge zwischen Individualisierungsaufprall und jugendlicher Gewalt in Ostdeutschland, aber sie können nicht erklären, warum der Fremde zum Opfer der Gewalt werden kann. Da wie beschrieben der *Individualisierungsaufprall* in den neuen Bundesländern kollektiv erfahren wurde, aber nicht alle „Jugendlichen“ auch aus den oben beschriebenen Milieus diesen Prozeß uniform mit Gewalt gegen Fremde verarbeitet und verarbeiten, kann diese These nur eine Ursache von vielen beschreiben. Ebenso verhält es sich mit den Erklärungsansätzen der *Deprivation*, denen zufolge Jugendliche um so eher zu fremdenfeindlichen Orientierungen und Gewalt greifen, je benachteiligter sie aufgrund ihrer sozialen Herkunft sind. Bereits in einer 1990 durchgeführten Studie, innerhalb derer die Einstellungen jugendlicher Arbeitnehmer und Auszubildender im Großraum Tübingen zu ihren Einstellungen gegenüber Ausländern befragt wurden, kamen die Forscher jedoch zu dem Ergebnis, daß nicht deprivierte Jugendliche verstärkt zu ethnozentristischen Auffassungen neigen, sondern eher diejenigen Jugendlichen, die nicht direkt von Arbeitslosigkeit oder Lehrstellenmangel betroffen sind. Derartige Phänomene des „Wohlstandschauvinismus“ lassen eher vermuten, daß jene, die noch etwas zu verlieren haben, rigider auf den Fremden als potentiellen Konkurrenten reagieren als andere, die nichts haben (Simon, 260). In den Theorien zur *relativen Deprivation*⁸⁷ geht es demgemäß nicht um erfahrene(n) sozialen Abstieg/Benachteiligung, sondern vielmehr um spezifische Vorstellungen (je nach sozialer Lage) von sozialer Benachteiligung, wobei die Differenz zwischen den individuellen Zielsetzungen und wahrgenommen Realisierungschancen entscheidend ist. Auch für Heitmeyer scheint die Wahrscheinlichkeit einer systematischen Protestorientierung dort am deutlichsten ausgeprägt zu sein, wo die Menschen noch nicht akut unter Desintegration, Umbruch und Anomie leiden, sondern die Stabilität ihrer aktuellen Situation für die Zukunft bedroht sehen, also nicht real, sondern nur *relativ depriviert*

ve hineinwachsen konnten (Heitmeyer 1992 b, 101).

⁸⁷ Der Begriff der „relativen Deprivation“ tritt im Verständnis der Sozialpsychologie beim Menschen dann ein, wenn sie 1. etwas begehren, was sie nicht besitzen, 2. sich für berechtigt halten, es zu besitzen und 3. nicht sich selbst die Schuld geben, daß sie es nicht besitzen“, oder wenn sie fürchten, daß dieser Zustand eintreffen könnte (zit. nach Simon/Mummendey, 57 ff.)

sind. „Man antizipiert psychologisch eine zukünftige Entwicklung, nimmt sie als Bedrohung war.“ (Priester, 191)

Dieser Ansatz erklärt nicht zuletzt das Paradoxon zwischen vorhandenem Arbeitsplatz und fehlendem Zukunftsoptimismus, der Diskrepanz zwischen persönlicher Lage und Einschätzung der gesamtgesellschaftlichen Situation, wie er nicht nur für Jugendliche sondern für einen Großteil der DDR-Bürger besonders typisch ist. (Siehe Kapitel 5.1.2.) Hier handelt es sich daher primär nicht um Formen individueller Deprivation, sondern um eine auf eine ganze Gruppe (ostdeutsche *Wir*-Gruppe im Vergleich zur westdeutschen *Ihr*-Gruppe und zusätzlich intraostdeutschen Diskrepanz) abstellende Gruppenunzufriedenheit oder auch „fraternalistische“ Deprivation (vgl. Graumann, 58). Die fraternalistische Deprivation kann aber auch auf kleinere Gruppen zutreffen. So sehen die Jugendlichen in Brandenburg die Ausländer als Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt um ideelle und materielle Ressourcen, sowohl für ihre Eltern als auch für sich. Gleichwohl können auch Vorstellungen von einer als illegitim wahrgenommenen Bevorzugung der Fremden (Aussiedler, Asylanten) individuelle und kollektive Unzufriedenheiten entstehen lassen (vgl. Rieker, 33). Doch unter Rekurs auf Hahn kann man davon ausgehen, daß es sich hier weniger um auf Fremdheit beruhende Feindbildkonstruktionen handelt, sondern gerade weil man die Fremden keineswegs für fremd hält, sondern für Menschen, die genau dieselben Ansprüche stellen wie man selbst, ist jeder Eindringling gefährlich (Hahn, 153).

Sowohl *Desintegrations-* als auch *Deprivationstheoreme* erfahren in ihrem Erklärungsgehalt für die Herausbildung von Unzufriedenheit bei Kenntnis der Situation, vor allem der Persistenz der traditionellen Arbeiter- und Kleinbürgermilieus bei gleichzeitig erfahrener (gesellschaftlicher) Abwertung in den neuen Bundesländern eine besondere Relevanz. Diese Deutungsangebote können aber nicht erklären, aufgrund welcher Mechanismen die allgemein in der ostdeutschen Gesellschaft häufiger existenten ethnozentrischen Orientierungen hauptsächlich bei jungen Männern unterer und mittlerer Bildungsschichten in Gewalt umschlagen. Beide Ansätze weisen daher auf mögliche Zusammenhänge zwischen gesellschaftlicher Entwicklung (Transformationsprozeß) und ethnozentrischen Einstellungen hin, erklären aber keinesfalls die Artikulation derartiger Einstellungsmuster in Gewalthandlungen. Kurz gesagt: Die fremdenfeindliche Gewalt ist daher nicht die unmittelbare Folge von Desintegrations- und Deklassierungserfahrungen.

gen, schon allein deshalb weil Menschen unter gleichen Bedingungen jeweils verschieden reagieren. Ursachen für xenophobisch inspirierte Gewalthandlungen bei ostdeutschen Jugendlichen müssen daher auch woanders gesucht werden. Es stellt sich, ausgehend vom Untersuchungskontext, zunächst die Frage, inwieweit in den neuen Bundesländern generell spezifische Verhaltensmuster resistent sind, die aufgrund der besonderen historischen und aktuellen Erfahrungen vergleichsweise häufiger gewaltakzeptierende Verhaltensmuster gegen Fremde generieren.

7.2.2. Persönlichkeitsanalytische und darauf aufbauende Erklärungsansätze

Seit Adornos Studien zum autoritären Charakter⁸⁸ haben sich darauf aufbauende persönlichkeitsanalytische Erklärungsansätze für Jugendgewalt in der sozialwissenschaftlichen Forschung fest etabliert, demnach galt und gilt hauptsächlich familiär vermitteltes und auch sozialstrukturell begründetes autoritäres Verhalten als ein wichtiges Erklärungsmuster für die gewalttätige Bewältigung von krisenhaften Situationen.

Entsprechend des vermuteten Zusammenhangs zwischen Sozialisation in einem totalitären System und stärkerer Ausprägung autoritärer Charakterstrukturen verweisen zunächst verschiedene Studien auf ein stärkeres autoritäres Potential bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern hin. (vgl. Lederer, 587 ff.) In verschiedenen Kritiken zu diesen Studien wurde jedoch darauf hingewiesen, daß von der Verfaßtheit der gesellschaftlichen Ordnung der DDR nicht auf Charakter und Haltungen der dort lebenden Menschen geschlossen werden kann, was unter Verweis auf Parsons Axiom, wonach System und Person nicht wechselseitig übersetzbar sind, auch nicht Grundlage einer These sein kann. (Schmidtchen, 68)

„Das autoritäre SED-Regime hatte zwar den proklamierten Anspruch und war auch bemüht, den Menschen nach seinem Bild zu disziplinieren, zu kontrollieren, zu erziehen und den »sozialistischen Menschentyp« zu formen. Er war jedoch zu keiner Zeit

⁸⁸ Die Studien zum autoritären Charakter beruhen auf der Annahme, daß bestimmte politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Einstellungen eines Individuums häufig kohärentes Denkmuster bilden, die wiederum Ausdruck verborgener Merkmale einer individuellen Charakterstruktur sind (vgl. Adorno, 1).

imstande, dies voll zu realisieren, etwa autoritäre Charakter ...massenhaft, also bei der Mehrheit der Bevölkerung, herauszubilden...Zwischen den politisch-propagandistischen Zielsetzungen des Systems und dem Alltagsdenken und -handeln der Menschen besonders der Jugendlichen, lag stets - und nicht erst in den achtziger Jahren - eine gewaltige Kluft.“ (Friedrichs 1993, 195)

Auch nach Oesterreich erscheint die These, daß obrigkeitsstaatliche Gesellschaften verstärkt an Autorität orientierte Menschen hervorbringen, kaum plausibel, und autoritäres Verhalten sollte demzufolge auch nicht als kohärentes Verhaltensmuster verstanden werden, sondern eher als eine Reihe divergierender Verhaltensweisen (aggressiv, konform, vorurteilsvoll) und Ausdruck einer zugrundeliegenden Persönlichkeitsstruktur, die nicht zwangsläufig zu Gewalt respektive zur Gewalt gegen Fremde führen muß. Des weiteren wurde verschiedentlich festgestellt, daß autoritäres Verhalten nicht zwangsläufig von der Persönlichkeitsstruktur, sondern auch von situativen Aspekten abhängig sein kann (vgl. Kühnel, 30). So stellte vor allem Oesterreich (1993) in seinen Studien fest, daß die Ostberliner Jugendlichen keine auffallend stärkeren autoritären Grundstrukturen aufweisen, dagegen aber weit ausgeprägtere Ethnozentrismuswerte im Vergleich zur Westberliner Alterskohorte. Daraus schlußfolgert der Autor, daß zum einen situative Reaktionen, zum anderen aber auch persönlichkeitsstrukturell bedingte Verhaltensformen für die Anfälligkeit für Sündenbocklegenden verantwortlich sein könnten (vgl. Oesterreich 1993, 21). Auch Friedrich (1993) weist darauf hin, daß die Systemprägung solcher Persönlichkeitsstrukturen nur schwer nachweisbar sind, so daß die Ursachen von Fremdenfeindlichkeit eher in den aktuellen Situationen zu suchen sind (Friedrich 1993, 197).

Ohne die auch aktuell kontrovers geführte Diskussion um das Verhältnis von Autoritarismus und Gesellschaftsordnung hier weiter zu verfolgen, kann doch das Faktum der Sozialisation in der sozialistischen Nischengesellschaft als wichtiger Erklärungsfaktor für fremdenfeindliche Gewalt in den neuen Bundesländer gelten (vgl. Heß 1996, 194). Demzufolge habe das Leben in der sozialistischen Gesellschaft zumindest eine allgemeine Distanz gegenüber Fremden sowie individuelle als auch kollektive Freund-Feind-Schemata in verstärktem Maße generiert und damit eine erhöhte Rezeption fremdenfeindlicher Einstellungsmuster befördert. Auch Häuser registriert angesichts der gemachten Entwertungserfahrungen eine Reaktivierung, der in der Nischengesellschaft

generierten Gegenidentitäten als Ausdruck eines lang eingeübten Musters der Fremd- und Selbstwahrnehmung mit ihren Abgrenzungsbestrebungen nach „außen“ und nach „oben“ (vgl. Häuser, 230).

Jedoch haben wir bereits gezeigt, daß diese privaten Netzwerke trotz einzelner Versuche (in Anlehnung an kommunitaristische Ideen) an Dominanz eingebüßt haben, meist nur noch milieuspezifisch weiterleben und damit nicht mehr kennzeichnend für die ostdeutsche Teilgesellschaft sind. Daher kann zumindest für die jüngeren Jugendlichen die Sozialisation in der sozialistischen Nischengesellschaft und daraus resultierende Tendenzen zu evidenterer Ausgrenzung bzw. Nichtinklusion von Fremden nicht verantwortlich gemacht werden.

Für eine plausible Erklärung ist meines Erachtens ein erneuter Rückgriff auf Woderichs Differenzierung zweier Idealtypen ostdeutscher Identität notwendig. Die verschiedenen Varianten von Ost-Identität werden hauptsächlich von alten und neuen Mittelschichten mit einem durch Verwestlichung, Modernisierung und Offenheit gekennzeichneten lebensweltlichen Hintergrund *inszeniert* (nicht zufällig gehört ein Großteil der PDS-Klientel den sogenannten Modernisierungsgewinnern an). Demgegenüber „erfahren *gelebte Identitäten*⁸⁹ und tradierte Alltagsorientierungen eine Restabilisierung und modifizierte Fortführungen in jenen Milieus und Gruppen, die sich öffentlich und politisch weniger artikulieren, und von Partizipationschancen wie Modernisierungen weitgehend ausgeschlossen sind“ (Woderich 1997, 87).

Deshalb leben hier vor allem der Habitus⁹⁰ des Normalen und das Konformitätsprinzip fort.⁹¹ Auch Heß glaubt, genügend Plausibilität für die (fortdauernde) Wirkkraft solcher geschlossener, Normalität- und Konformität verlangender Strukturen in weiten Bevölkerungskreisen der neuen Bundesländer zu erkennen (vgl. Heß, 209). Damit dominieren Lebensorientierungen fort und werden tradiert (durch Sozialisation der Jugendlichen aus diesen Bevölkerungsschichten), die auch eine gewisse Intoleranz förderliche Rigidität gegenüber Abweichungen nach oben (Streber, Karrieristen, Funktionäre, Intel-

⁸⁹ Die Lebensformen der im Alltag „gelebten Identitäten“ verweisen nicht nur auf Tradierungen, sondern auch „auf Re-Traditionalisierungen jenes Repertoires, das in der Herkunftsgesellschaft der DDR (über Generationen) akkumuliert und lebensweltlich sedimentiert worden ist“ (Woderich 1997, 89).

⁹⁰ „Der außerordentliche Realismus der unteren Klassen findet seine wohl beste Begründung in dem unerbittlichen Gebot, das die Homogenität dieses unmittelbar erfahrenen Universums durch sein Geschlossenheit verhängt: nur die bestehende Sprache, nur die bestehenden Affinitäten sind zulässig. Der Raum der Möglichkeiten ist geschlossen.“ (Bourdieu, 597)

lektuelle) und nach unten (Asozialen, Bummelanten, Aussteigern, Alternativen und Oppositionellen) von den als zugehörig definierten Mitgliedern dieser in-group einfordern (vgl. ebd. 205). Die Jugendlichen aus diesen Milieus übernehmen größtenteils die typischen Lebensorientierungen und beurteilen die Welt ebenfalls aus der Perspektive der Eigengruppe. Dementsprechend kann jeder, der von den spezifischen Wertvorstellungen abweicht, sowohl Mitglieder der in-group als auch Individuen, von den Jugendlichen als Opfer definiert werden. Erb sieht sich dann auch zu dem Statement veranlaßt: „Je größer die Abweichung vom gängigen sozialen Status, um so größer das Risiko der Verfolgung.“ (Erb 1995, 44) Dementsprechend stellen Bommers/Scherr schon für die alte Bundesrepublik fest, daß besonders bei leistungsorientierten Jugendlichen Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger prinzipiell im Verdacht stehen, ungerechtfertigter Weise „zu essen, ohne zu arbeiten“.... „Ich muß auch schaffen, wenn sie nix schaffen, sollen sie mal wieder heimgehen.“ (zit. nach Bommers/Scherr, 223) Unter Annahme der Fortexistenz des beschriebenen Arbeitsethos in den neuen Bundesländern, ist davon auszugehen, daß derartigen Vorstellungen auch unter dortigen Jugendlichen verbreitet weiterleben Mit ihrem *Sozialparasitenphantasien* unterscheiden sie sich nicht etwa von den Auffassungen in ihrem sozialem Umfeld, sondern sie argumentieren in dem Bewußtsein, für alle zu sprechen. Das Beharren auf Konformität und egalitären Gemeinsinn, der Rückgriff auf die alten Wahrnehmungs- und Handlungsmuster ist die Überlebensstrategie dieser Bevölkerungsschichten, nicht zuletzt aufgrund der oben beschriebenen realen erlebten bzw. antizipierten Erfahrungen sozialer Deprivation. Folglich sehen sich auch die jugendlichen Gewalttäter aus diesen Schichten in ihren Wertvorstellungen nicht konträr zur Elterngeneration, sondern konform zu ihr. Fast alle Jugendlichen streben in ihren Lebenszielen und Zukunftsplänen nach moderatem Erlebniskonsum, sozialer Absicherung und familiärer Geborgenheit. Das Gros der fremdenfeindlichen Gewalttäter in Ostdeutschland hat keinerlei emanzipatorische oder gesellschaftsverändernde Orientierung, und vor allem die Älteren haben Angst vor einem scheinbar drohenden Statusverlust. Diese Gefahr sehen sie nicht nur für sich, sondern auch für die Milieus, denen sie entstammen (vgl. Markus 1994, 158 ff.). Das ist keine spezifisch Erscheinung derjenigen Milieus in den neuen Ländern, die an den neuen Möglichkeiten (Individualisierung) kaum partizipieren und eher traditionelle Formen der Alltagsbewältigung pflegen, sondern derartige Phänomene der „Abgrenzung“ sind generell typisch für die unteren

Schichten in modernen Gesellschaften. Schon 1969 stellt de Maupeou-Leplatre für delinquente jugendliche Arbeiter deren Ausrichtung an den Werten und Normen ihrer Herkunftsmilieus. „Die meisten jugendlichen Arbeiter unter 18 Jahren gehören nicht einer jener ‘Alterskulturen’ an, die sich der Welt und den Werten der Erwachsenen entgegenstellen und die man bei den Oberschülern und Studenten aller Länder antrifft.“ (de Maupeou-Leplatre, 489) Heß sieht sich gar zu der These veranlaßt, daß die gesellschaftlichen Gruppen, die in der fortschreitenden internationalen Vernetzung am schlechtesten mithalten können (bzw. das denken), besonders anfällig für Fremdenfeindlichkeit sind (vgl. Heß, 209). Jedoch wurde bereits darauf hingewiesen, daß fremdenfeindliche Einstellungsmuster in den unteren Schichten nicht häufiger vertreten sind als in anderen Schichten, in denen teilweise das Phänomen des Wohlstandschauvinismus feststellbar ist. Aus diesem Grund muß eine weitere mögliche Ursache gefunden werden, warum sich gerade Jugendliche aus den Milieus der Modernisierungsverlierer häufiger gewalttätig gegen Fremde äußern.

Diesbezüglich bietet sich die These vom Zusammenhang zwischen der *sozialen Identität* und dem Phänomen des „Poor White Racism“ an, die auf möglichen Interdependenzen zwischen verstärktem *Wir*-Bezugs bei unteren Schichten bzw. bedrohten Milieus und deren erhöhten xenophoben Einstellungen aufbaut.

7.2.3. Soziale Identität und das Phänomen des „Poor White Racism“

Die auf Tajfel zurückgehende Theorie von der *sozialen Identität* geht davon aus, daß Individuen grundsätzlich ein starkes Bedürfnis nach einem positiven Selbst-Konzept und folglich auch nach einer positiven *sozialen Identität* haben. Die positive Identität wird durch einen positiven Vergleich mit anderen Gruppen, vor allem auf Vergleichsdimensionen, auf denen sie günstig abschneiden, erreicht. Die Möglichkeiten reichen dabei von der Ingroup-Favorisierung bis zur eindeutigen Outgroup-Abwertung (vgl. Mummendey/Simon, 175). „Der Teil der Selbstdefinition, den eine Person aus ihrer Gruppenmitgliedschaft ableitet, ist ihre soziale Identität.“ (Wagner, Ulrich, 8). Folglich definieren sich die Menschen in heutigen Gesellschaften über eine Vielzahl von *sozialen*

Identitäten bzw. *Wir-Identitäten*, dem Grundmerkmal des modernen Menschen. Das friedliche Nebeneinander verschiedener *sozialer Identitäten* ist es, daß das Potential für einen positiven Selbstwert auf breitem Fundament für die eigene Person und die jeweils anderen verspricht (vgl. Mummendey/Simon, 191).

„...*je mannigfaltigere Gruppeninteressen sich in uns treffen und zum Austrag kommen, um so entschiedener wird das Ich sich in seiner Einheit bewußt.*“ (Simmel 1958, 313)

Verschiedentlich wurden daher auch die höheren Ethnozentrismuswerte bei ostdeutschen Jugendlichen mit deren höherem Bedarf an positiver Selbstkategorisierung durch Abwertung von Fremdgruppen erklärt, da die *soziale Identität* dieser Jugendlichen infolge der Umbruchsituation stark verunsichert und bedroht wurde (vgl. Lüdemann, 364). Hatten entsprechende Deutungsversuche für diesen Zeitraum noch einen gewissen Erklärungswert, scheint mir dies für die aktuelle Situation kaum noch gegeben, weshalb das Phänomen des „Poor White Racism“, die soziale Verortung ethnozentrischer Einstellungsmuster, eventuell differenzierter betrachtet werden muß.

Der Begriff des „Poor White Racism“ umschreibt die o.a. angeführte Auffassung, daß innerhalb einer gedachten nationalen oder ethischen Mehrheit, der Grad der „*Ablehnung ethnischer oder nationaler Minderheiten negativ mit der Schichtzugehörigkeit und dem Bildungsniveau covariiert*“ (Wagner, Ulrich, 14 ff). Unter Einbeziehung der sozialpsychologischen Theorie der *sozialen Identität* wird nun davon ausgegangen, daß Mitglieder unterlegener Gruppen (traditionell die unteren Schichten) sich vergleichsweise stärker über eine spezifische *soziale Identität* identifizieren als durch ihre persönliche Identität, mehr über ihr kollektives Selbst als über ihr individuelles Selbst. Diese Annahme wird vor allem damit begründet, daß die Mitglieder der dominierten Gruppe kaum in der Lage sind, allgemein geltende Vorstellungen über Lebensziele (Selbstverwirklichung) zu verwirklichen und sich somit nur selten als individuelle und unabhängige Individuen begreifen. Mit der steigenden Bedeutung von Wissen in heutigen Gesellschaften verringern sich besonders für Jugendliche mit niedrigen Bildungsabschlüssen bzw. für diejenigen Heranwachsenden, die einen entsprechenden Ausbildungsweg anstreben, die Chancen auf individuelle Selbstverwirklichung. Diese Distanzen zum gesellschaftlichen Ideal des Selbstbestimmten macht sie, sowohl aus der Sicht der dominanten Gruppe, als auch aus der eigenen Perspektive, zu relativ undifferenzierbaren Mitgliedern einer homogenen Gruppe (Wagner, Ulrich, 14).

„Wir nehmen an, daß das Gefühl der Erniedrigung, das durch die Identifizierung der ganzen Persönlichkeit oder breiter Schichten ihrer mit auferlegten typisierten Charakterzügen eines der Grundmotive für die subjektive Erfahrung der Diskriminierung ist,....“ (Schütz, 237)

Diese Beschreibung entspricht in etwa den Bevölkerungskreisen in den neuen Bundesländern, die sich durch eine „gelebte Identität“ (Woderich 1997) auszeichnen und den Transformationsverlierern zuzurechnen sind. Vor allem die traditionellen Arbeitermilieus als einst geförderte soziale Schichten wurden zum einen ihrer aktuellen Bedeutung als soziale Gruppe innerhalb der westdeutschen Dienstleistungsgesellschaft im Vergleich zu ihrer Bedeutung in der DDR-Gesellschaft geringer veranschlagt, während andere Gruppen (Selbständige, Beamte, usw.) sozial aufgewertet wurden. „Zum anderen wurde auch ihre historische Leistung innerhalb der DDR-Gesellschaft nachträglich abgewertet“ (Segert, 119).

Wenn diese Transformations- bzw. Modernisierungsverlierer sich aber nur noch in den Augen der herrschenden Weltbilder (Selbstverwirklichung, Individualität) sehen, können sie ihren eigenen, daraus folgenden Vorstellungen von idealer Persönlichkeit nicht entsprechen. Als Ausweg bieten sich für diese Gruppen »black is beautiful«-Strategien und der bewußte Rückbezug auf den Geschmack und die Praxisformen der eigenen Gruppe, also letztlich „gelebte“ ostdeutsche Tugenden an (Männlichkeit, Konformitätsprinzip) (vgl. Bourdieu, 549 ff.). Dementsprechend ist anzunehmen, daß auch für die Jugendlichen aus den Milieus der Modernisierungsverlierer das *kollektive Selbst* von qualitativ höherer Bedeutung ist, als für Jugendliche aus den Kreisen der Modernisierungsgewinner, in denen DDR-Identitäten eher inszeniert werden. Da Individuen nun aber generell ein starkes Bedürfnis nach einem positiven Selbst-Konzept - und als Bestandteil dessen auch nach einer positiven *sozialen Identität* - haben, werden sich auch die genannten Jugendlichen in ihren Gruppenbeziehungen positiv mit anderen Gruppen vergleichen. Eine positive Bewertung wird dadurch erreicht, daß die eigene Gruppe besser ist als eine andere, das kann von einer in-group-Favorisierung bis hin zu einer eindeutig diskriminierenden out-group-Abwertung reichen (vgl. Mummendey/Simon, 176). Je weniger *soziale Identitäten* vom einzelnen zur Versicherung des individuellen Selbst in Anspruch genommen werden, um so mehr wird er um die positive Aufwer-

tung dieser wenigen *sozialen Identitäten* (Typen des kollektiven Selbst) bemüht sein. Je mehr sich der Einzelne über sein kollektives Selbst (Wir-Identität bei Elias) definiert, desto mehr wird er genötigt sein, ein positives Selbstbild von seiner *Wir-Gruppe* durch Abgrenzung von anderen Gruppen möglich zu machen. Ein Mensch, der sich über eine dynamische und variable Vielzahl von *sozialen Identitäten* definiert, ist nicht mit solcher Vehemenz an der positiven Bewertung dieser Identitäten interessiert, denn die gestiegene „Impermanenz“ vieler Wir-Beziehungen, läßt das Ich, also die eigene Person, als das einzig Permanente, um so stärker hervortreten (Elias 1987, 272).

Eine Sozialisation in den Schichten der „Transformationsverlierer“ läßt folglich auch eine stärkere Orientierung an ihrer *sozialen Identität* vermuten. Die *soziale Identität* wird zum individuellen Träger kollektiv geteilter Überzeugungen und Werthaltungen. Diese im Sozialisationsprozeß inkorporierten milieuspezifischen Norm- und Wertevorstellungen werden von den Heranwachsenden daher auch in die verschiedenen Gruppenzusammenhänge der peers transferiert. Diese Verhaltensmuster existieren aber nur insoweit weiter, als sie der Kohäsion (Zusammenhalt) der Gruppe dienlich sind und damit die Stabilität der eigenen Identität sichern helfen. „*Der Vergleich mit ethnischen Minderheiten wird als Möglichkeit geboten, eine gefährdete soziale Identität aufzuwerten.*“ (Wagner, Ulrich, 15)

Für Jugendliche aus denjenigen Schichten, die an den neuen Möglichkeiten der Modernisierungsprozesse aktiv partizipieren können, sind daher Ausländer als Vergleichsgruppe eher uninteressant. (ebd.)⁹² Nun äußert sich die Suche nach einer positiven *sozialen Identität* bei den Jugendlichen aus den Schichten der Transformationsverlierer nicht nur in den Formen der Aufwertung der eigenen Gruppe oder der eindeutigen Abwertung (Diskriminierung) der Gruppe der Fremden, sondern entsprechende Versuche manifestieren sich nicht zuletzt in den bekannten Gewaltakten gegen Mitglieder der unterschiedlichsten Outgroups:

⁹² Die Zugehörigkeit zur deutschen Nation kann aber auch generell für soziale Gruppen, die sich einer sozialen Bedrohung ausgesetzt sehen (Kampf um ökonomische und soziale Ressourcen), als Möglichkeit angesehen werden, sich positiv von den Personen mit anderer Nationalität abzugrenzen. Denn die Zugehörigkeit zu dieser besonderen Form sozialer Identität bietet einen scheinbaren Wettbewerbsvorteil im Konkurrenzkampf um ökonomische Ressourcen. Bernd Wagner weist dementsprechend darauf hin, daß fremdenfeindliches und rechtes Denken in den neuen Bundesländern eben nicht notwendigerweise vom sozialen Status abhängig sind (vgl. Augstein, 3).

„All diese Gruppen sind charakterisiert durch die Diffusität ihrer Argumente, gedankliche Leere und das Fehlen einer in sich geschlossenen Gewaltideologie. Gerade in diesen Momenten läßt sich ein altes Muster kollektiver Selbstfindung ablesen: Wenn man selbst nicht genau weiß, wer man ist, definiert man sich über seinen Gegner. Die archaische Bestimmung dessen, was man nicht selbst ist, ist das - der - Fremde. Immer noch und immer wieder leben nicht nur die jugendlichen Gewalttäter, sondern auch andere Teile der Bevölkerung - Politiker eingeschlossen - von der Illusion, man könne sich selbst finden, indem man Gegner erfindet.“ (Soeffner 1992, 128)

Von der Gesellschaft wird hierfür das o.a. Reservat an spezifischen Randgruppen angeboten, die sich durch den Grad der Diskriminierung unterscheiden, wobei aber die *Dehumanisierung* des Fremden durch die gesellschaftliche Öffentlichkeit und letztendlich mittels spezifischer Gruppenprozesse eine hinreichende, aber keine notwendige Voraussetzung für Eskalationen darstellt. Auch Markus (1994) glaubt, daß die gängigen Erklärungsmuster nur bestimmte Aspekte der Thematik abdecken. „Gewalt in den Gruppen entsteht überwiegend spontan.“ (Markus 1994, 160) Die besondere Dynamik intragruppaler Prozesse soll im folgenden nachgezeichnet werden.

7.2.4. Gewalt gegen Fremde als Gruppenprozeß

Nach wie vor ist in der Jugendgewaltforschung die zentrale Bedeutung der peer-groups für abweichendes und insbesondere für gewaltbereites Verhalten empirisch ausreichend belegt, jedoch nur unzureichend theoretisch durchleuchtet, man ist sich jedoch einig, daß Gruppenprozesse durch ihre Komplexität und Dynamik charakterisiert sind, deren strukturelle Zusammensetzung nur schwer transparent gemacht werden kann (vgl. Bohnsack u.a., 6).

Auch für die Gewalttaten gegen Fremde in den neuen Bundesländern sprechen die Zahlen von 1993 diesbezüglich für sich, denn mehr als 93,8 Prozent der registrierten Straftaten gegen Fremde wurden durch Gruppen von Jugendlichen begangen, wobei die Altersverteilung sich zu 70 Prozent zwischen 15 und 20 Jahren bewegt. Für die neuen Bundesländer konnte ein höherer Anteil von Tätern festgestellt werden, die einer

rechtsextremen Gruppe (37,4 Prozent), einer Skinheadgruppe (36,5 Prozent), einer fremdenfeindlichen Gruppe (18,3 Prozent) bzw. sonstigen Gruppen (7,8 Prozent) angehörten (vgl. Heß, 61) Aber auch die Mitgliedschaft in einer dieser Gruppen ist von höchst unterschiedlichen Determinanten abhängig, so daß eine explizit rechtsextreme bzw. fremdenfeindliche Ausrichtung bei den Tätern nur schwer zu identifizieren ist, denn innerhalb der genannten Gruppen konnten wiederum vier verschiedene Tätertypen herausgestellt werden: Mitläufer; kriminelle Jugendliche (Schlägertypen); Ausländerfeinde bzw. Ethnozentristen, ideologisch motivierte, rechtsextremistische oder rechtsradikale Täter. Besonders interessant ist der hohe Anteil derer, die wegen anderer Straftaten bereits polizeibekannt waren: bei 47,1 Prozent der Straftäter ist dies der Fall, was Heß zu der Annahme veranlaßt, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der fremdenfeindlichen Straftäter insgesamt gewaltaffin ist und damit erneut die Frage aufwirft, warum gerade Fremde als Opfer ausgewählt werden (ebd.). Auch Kuhnke (1995) weist in einer Studie auf mögliche Verbindungslinien zwischen Gewalttätigkeit und Akzeptanz ethnozentrischen Gewaltorientierungen hin.⁹³ Entsprechend zeichnen sich die Täter üblicherweise durch teilweise stabile Gewaltbereitschaften und entwickelte kriminelle Karrieren ebenso aus wie durch berufliche Negativerfahrungen und größere Probleme im privaten Umfeld.

Dazu konträr stehen jedoch die ganz alltäglichen Freizeitgruppen und Cliques von Jugendlichen. Die eher losen Gesellungen bzw. Gruppen, die sich durch eine „Komm-und-Geh-Struktur“ (vgl. Wagner, Bernd, 93) auszeichnen und die einen Großteil der Straftäter stellen *„Der größte Teil der Tatverdächtigen sind daher unauffällig, „normale“ Jugendliche und Ersttäter.“* (Willems 1997, 408)

Aufgrund dieser Problematik werden im folgenden die internen Gruppendynamiken, die die Gewalt gegen Fremde eskalieren lassen, in wichtigen Aspekten nachgezeichnet. Dabei soll der Terminus der „Gruppe“ entsprechend der völlig unterschiedlichen strukturellen und relationalen Zusammensetzung (von spontanen Situationsgruppen ohne erkennbare Organisation bis zu durchstrukturierten und dauerhaften Gruppen mit festen Beziehungsgefüge) hier verallgemeinernd als Zusammenballung von *ungefähr* gleichalt-

⁹³ Allerdings ist der Erklärungswert aufgrund des relativ weiten Gewaltbegriffs (von körperlicher Gewalt bis zum „Drehen unerlaubter Dinge“ relativ eingeschränkt (vgl. Kuhnke 1995, 159).

rigen bzw. gleichgelagerten Jugendlichen (Machwirth, 258) in den neuen Bundesländern *unabhängig* von ihrer etwaigen politischen Ausrichtung verstanden werden.

Gruppenkonformität und Gewalt gegen Fremde: Daß die Gruppenkonformität ein wichtiges Moment für die Erklärung der Gewalt gegen Fremde darstellt, beschreibt auch Markus (1995) in einer Studie über linke und rechte gewaltbereite Jugendliche in Ostdeutschland. Demnach ist die Akzeptanz bzw. die Nichtakzeptanz von Ausländern, weniger von den individuellen Überzeugungen determiniert, sondern ist vielmehr der Orientierung der jeweils geltenden Gruppenauffassung/Gruppennorm geschuldet (Markus 1995, 76). Rieker (1997) kommt in einer Studie über Ethnozentrismus bei jungen Männern dann auch zu dem Ergebnis, daß weniger die Identifikation, an der jeweiligen Eigengruppe, sondern eher die Gruppenloyalität als verpflichtend erlebt wird. Dies verbindet sich nun mit den weiter o.a. funktionalen Seiten des Ethnozentrismus (z.B. in ihrer Individualität verunsicherte Menschen stützen sich vermehrt auf „größere“ Gruppenidentitäten [Nation, ostdeutsche Identität]) als Erklärungsangebot für Gewalt gegen Fremde.

Dabei wurde verschiedentlich festgestellt, daß die Eigengruppe weniger vehement glorifiziert wurde, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre. Die ethnozentrischen Orientierungsmuster ließen sich vielmehr über die Diffamierung und Abwertung von Fremdgruppen identifizieren, was natürlich die Höherbewertung der Eigengruppe automatisch impliziert *„Konkret scheint die Eigengruppe oft nur indirekt definiert werden zu können, und zwar als das, was die anderen nicht sind.“* (vgl. Rieker, 229) Ohne es explizit anzusprechen, Rieker verweist damit unter anderem auf das oft registrierte Phänomen, daß die verschiedenen gewaltaffinen Gruppierungen nicht selten nach außen als diffus erscheinen. Da sich in ihnen die Gesellschaft objektiviert, dominiert auch dort die Erkenntnis, daß jeder seines Glückes Schmied ist. Das artikuliert sich in den diversen inneren Auseinandersetzungen, weshalb die Gruppen auch meist keine Orte noch verbliebener, ursprünglicher Gemeinschaftlichkeit sind, sondern das Abbild der Gesellschaft, es fungieren die Mechanismen der „inneren Vergesellschaftung“, der Vereinzelung. *„Die Widersprüche verlagern sich in den inneren Zusammenhang der Gruppe.“* wobei Hierarchie und Solidarität meist unproblematisch nebeneinander existieren (Reinshagen, 300). Deshalb hat die Gewalt gegen Unbeteiligte und Fremde nicht zuletzt ihre Ursa-

chen in dem prekären, bestehende Animositäten überdeckendem Gleichgewicht innerhalb der Gruppen (vgl. Anselm, 147). Dieses Phänomen beschreibt schon Simmel in seinen Schriften über die Formen der Vergesellschaftung als „Streitzustand“:

„Der Streitzustand aber zieht die Elemente so fest zusammen und stellt sie unter einen so einheitlichen Impuls, daß sie sich gegenseitig entweder vollkommen vertragen oder vollkommen repellieren müssen....Darum sind Gruppen, die sich in irgendeiner Art von Kriegszustand befinden, nicht tolerant, sie können individuelle Abweichungen von der Einheit des zusammenhaltenden Prinzips nur bis zu einer entschieden begrenzten Latitüde ertragen.“ (Simmel 1958, 235)

Inwieweit die einzelnen Gruppenmitglieder die Gewaltanwendung mittragen, ist wiederum abhängig vom jeweiligen Grad der Kohäsion und dem internen Normenkodex. Der Grad der Kohäsion (Zusammenhalt) der Gruppe bestimmt das Niveau der Gruppenkonformität, wobei das einzelne Mitglied dazu tendiert, *„eher den eigenen Augen und Ohren zu mißtrauen, als auf die Dauer gegen die Befunde einer Gruppe anzugehen“ (Schoeck, 52)*. Je höher die allgemeine Kohärenz, desto eher herrscht die Tendenz, deviante Meinungen zurückzuweisen und konformes Verhalten der Gruppenmitglieder durchzusetzen. Besonders bei Jugendlichen, deren „Ich-Wir-Balance“ sich zuungunsten der „Ich“-Identität verschiebt, erfolgt die Gleichsetzung der Gruppenziele mit den personalen Zielen: *„Wo der kleine Kreis die Persönlichkeit in erheblichem Maß in seine Einheit hineinzieht - besonders in politischen Gruppen - da drängt er eben wegen seiner Einheitlichkeit zur Entschiedenheit der Stellung gegenüber Personen, sachlichen Aufgaben und anderen Kreisen.“ (Simmel 1958, 36)*

Das identitätsunsichere Jugendliche sich hauptsächlich über ihre Gruppenmitgliedschaft und sich dementsprechend auch besonders eng an die gruppeninternen Normen und Richtlinien ausrichten, ist daher anzunehmen. Dabei verfügt jede Gruppe unabhängig von ihrer Struktur über einen spezifischen Normenkodex, der die Gruppenkonformität generell nachhaltig beeinflusst, es entsteht ein gewisser Erwartungsdruck für ein angemessenes Verhalten. Diesem Erwartungsdruck fügen sich auch jene, die die kollektiven Normen nicht mit solcher Intensität teilen. Diese gruppenspezifischen Normen, sind ein originäres Produkt der Interaktionen in den Gruppen, orientieren sich aber an den ge-

sellschaftlichen Vorgaben und können in unterschiedlichem Ausmaß von deren Normen und Wertvorstellungen abweichen.

Für den Untersuchungsgegenstand ist festzuhalten, daß ein ganzer Normenkomplex in den gewalttätigen Gruppen primär durch das Postulat der „Männlichkeit“ getragen wird. Kersten (1994) formuliert unter Rekurs auf Brownings Studie über die „normalen Männer“ des Polizeibataillon 101 die Verbindungslinie zwischen Konformität in der handelnden männlichen (Kriegs-) Gemeinschaft, in der man aufgrund des geltenden und auch selbst getragenen Postulats der Männlichkeit dazu verpflichtet ist, nicht aus dem Glied heraustreten. *„Tat man es trotzdem, so wurde dies mit Unmännlichkeit und Schwäche begründet.....Nur sehr wenige Ausnahmecharaktere hielten stand, wenn sie von ihren Kameraden als ‘Schwächlinge’ verspottet wurden, und konnten mit der Tatsache leben, daß die anderen meinten, sie seien ‘keine Männer’.“* (Kersten 1994, 141 ff.)

Diese Vorstellungsmuster von Männlichkeit sind nun grundsätzlich auch in den verschiedenen Gruppen der Gewalttäter unabhängig von ihrer strukturellen Zusammensetzung präsent. Auch hier existieren die dehumanisierenden Feindbildkonzepte, die die Grundlage von Haltungen bilden, in denen Kampfbereitschaft und Härte als männliche „skills“ der Gemeinschaft durch wirkliche Gewaltausübung gelebt werden (Kersten 1994, 142). In diesem Kontext verweist auch Willems (1993) auf eine Anklageschrift zu einem fremdenfeindlichen Delikt: *„Die ganzen Tatumstände sprechen jedoch dafür, daß der Angeklagte die Tötung nicht deshalb begangen hat, weil das Opfer dunkelhäutig war, sondern deshalb, weil der Angeklagte bemerkte, er werde den Kampf verlieren und deshalb auch vor seinen Kameraden sein ‘Gesicht’ wahren wollte.“* (zit. nach Willems 1993, 158)

Entsprechende Wertorientierungen treffen nicht nur auf typisch männliche, fremdenfeindliche Gruppierungen (Skinheads, Hooligans etc.) zu. Auch die gemischtgeschlechtlichen Gruppierungen, aus denen sich fremdenfeindliche Gewalttäter rekrutieren, fühlen sich den männlichen Werten verpflichtet. Weibliche Mitgliedschaften scheinen in diesen Gruppen das Streben, die eigene Männlichkeit nach außen zu demonstrieren, eher noch zu verstärken, weil man unter den Augen der Mädchen nicht als Schwächling gelten will.

Kersten definiert in einem kulturübergreifenden Vergleich Jugendgangs als Lebenswelten, in denen Themen hegemonialer Männlichkeit dargestellt sind, d.h. daß es vorwiegend männliche Domänen sind, wobei sich in den untersuchten Kulturkreisen Hinweise darauf finden (Deutschland, Japan, Australien), daß sich Jugendgangs und ihre Mitglieder in der Rolle von männlichen Beschützern sehen, verantwortlich für den *eigenen* Stadtteil. Diese Jugendgangs zeichnen sich übereinstimmend durch öffentliche Zurschaustellung von Mut aus, hauptsächlich durch Kampfbereitschaft, durch die Betonung von heterosexueller Potenz sowie durch Homophobie und konträr dazu durch die Pflege eines männlichen Erotizismus. Dies korrespondiert wiederum mit der territorialen Verortung in den unterschiedlichsten Ausprägungen (auch im erweiterten Sinn von Nation) und den Besitzansprüche/Beschützerfantasien bezogen auf die *eigenen* weiblichen Jugendlichen/Frauen (vgl. Kersten 1993, 227 ff.).

Beim Postulat der Männlichkeit als dominierendem Orientierungsmuster handelt es sich demnach um eine schrille Inszenierung dessen, was in weiten Teilen der (Männer-) Gesellschaft Gültigkeit hat. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Heranwachsende infolge der Sozialisationsprozesse lernt, sich an den herrschenden gesellschaftlichen Vorstellungen zu orientieren, die u.a. auch mit der Geschlechtsrolle vorgegeben werden. Diese Geschlechterrollen werden in den unterschiedlichen Gruppenzusammenhängen hineingetragen. Hier wird mit den gesellschaftlichen Stereotypen experimentiert, Rollenstereotypen aus den Herkunftsmilieus werden überbetont, so daß aufgrund der Notwendigkeit des individuellen Männlichkeitsbeweises gegenüber den anderen Gruppenmitgliedern, die oft festgestellte extreme Härte und Brutalität gegen die Opfer auf fatale Weise nicht selten überstrapaziert wird. (vgl. ebenda) Das Merkmal der Gruppenkonformität mit seinem besonderen Bedingungsfaktor „Postulat der Männlichkeit“ findet wie erwähnt seine Ergänzung in das Eingebundensein der Jugendlichen in einen spezifischen territorialen Kontext.

„Der erste und nächstliegende Moment, das diese Kontinuität der Gruppeneinheit vermittelt, ist das Beharren der Lokalität, des Grundes und Bodens, auf dem sie lebt. Der Staat mehr noch die Stadt, aber auch unzählige Verbindungen, haben ihre Einheit zunächst an den Territorium, das das dauernde Substrat für allen Wechsel ihrer Inhalte bildet.“ (Simmel 1958, 378)

Auch die fremdenfeindlichen Gruppierungen sind in hohem Maße durch ihre lokale Verortung gekennzeichnet, und Gewalt gegen Fremde ereignet sich besonders häufig in Kleinstädten und ländlichen Gemeinden, wobei dies für die neuen Bundesländer noch stärker gilt als für die alten. *„Die Tatverdächtigen entstammen fast ausschließlich dem lokalen und regionalen Umkreis der Tatorte.“* (Markus 1995, 78)

Daß sich die gewaltsamen Auseinandersetzungen vor allem im öffentlichen Raum abspielen (Kühnel 1993, 239), ist keineswegs ein neues Phänomen, und Ohder weist darauf hin, daß Raum generell für die Selbsterfahrung und Identitätsentwicklung Jugendlicher eine besondere Relevanz besitzt. Wie bereits erwähnt, fehlt es in modernen Gesellschaften meist an undefiniertem Raum, der konfliktlos angeeignet, umgestaltet und dadurch zu sozialem Erfahrungsraum werden kann. Die Grenzen zur Umwelt werden daher von den Gruppen selbst gesetzt und beeinflussen die Dynamik von Ingroup-Outgroup-Prozessen. (vgl. Kühnel 1995, 29).

„Wenn einem die Körperenergien wenig ...nutzen, wenn man die Welt, die einen umstellt, weniger mit seinen eigenen Motiven besetzen und prägen kann, dann wird es für Kinder und Jugendliche schwer, sich selbst als jemand wahrnehmen, von dem etwas ausgeht: sich eben als Subjekt zu fühlen.“ (Ohder, 179)

Das gesellschaftlich meist negierte Bedürfnis Jugendlicher nach Raum verschwindet nicht einfach, sondern objektiviert sich unter anderem in „Raumaneignungsverfahren“, die nicht selten unmittelbar mit den verschiedenen Varianten, der von der Gesellschaft registrierten Gruppengewalt einhergehen (vgl. ebd.). Die für die neuen Bundesländer typischen Sammlungsorte jugendlicher Selbstfindung sind erfahrungsgemäß vor allem Tankstellen, Einkaufspassagen, also letztendlich Plätze mit besonderer öffentlicher Frequentierung bzw. Aufmerksamkeit, vor allem aber sind es auch Erlebnisorte. Diese Areale werden zu *„Treffpunkten für Gruppen und Cliques, sie geben den Rahmen für die notwendigen Selbstinszenierungen, Rollenerprobungen, Provokationen und Normverletzungen. Die Jugendlichen zelebrieren `Territorialität` und kompensieren möglicherweise auf diese Art Frustrationserlebnisse, die in ihrer strukturell verursachten Machtlosigkeit begründet sind“* (Ohder, 179) Auch Kühnel erkennt eine wichtige Ursache für Gewalt als Gruppenprozeß in relativ erlebnisarmen Gelegenheitsstrukturen (Kühnel 1993, 238). Die brisanten Momente der Konformität, besonders die Männlichkeitspostulate (Beschützerfantasien) und die alltägliche Langeweile werden

nicht selten durch den sozialen Kontext des Trinkens in ihrem Bedeutungsgrad noch gesteigert, und die Jugendlichen trinken in der Antizipation, dadurch eine ganz besondere Atmosphäre zu schaffen, in der alles möglich scheint und die letzten Hemmungen wegfallen.

7.2.5. Gewalt gegen Fremde als „policy making“?

Schmidtchen (1997) verweist auf das Phänomen der stärkeren instrumentellen Gewaltbereitschaft bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern insgesamt (34 Prozent gegenüber 19 Prozent in den alten Bundesländern). Diese höheren Ausprägungen instrumenteller Gewalt werden auch in die unterschiedlich strukturierten Gruppenzusammenhänge hineingetragen, und folglich sehen Jugendliche die Anwendung von Gewalt als gerechtfertigt an, um sich persönlich zu schützen oder Angriffe auf die eigene Gruppe abzuwehren. (vgl. Schmidtchen, 349 ff.) Interaktionistische Theorien begreifen dann fremdenfeindliche Gewalt auch als sozial-situativ gebundenes Verhalten, als zwar „selbst“- adressiert, aber orientiert an den Mitgliedern der Eigengruppe (Die Definition der Eigengruppe kann variieren, richtet sich aber meist an der individuellen sozialen Herkunft aus), und gegen Fremdgruppen. Die jeweiligen Interaktionslinien sind dabei vom situativen und lokalen Kontexten, die wiederum in den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang eingebunden sind, abhängig. Stimulierend wirkt die erfahrungsgemäß nur geringe „soziale Ächtung“ in Teilen der Öffentlichkeit. Diesen Sachverhalt fand auch Klinger (1993, 71) im Rahmen einer Untersuchung in Gesprächen mit Erwachsenen bestätigt und registrierte das Fehlen expliziter, uneingeschränkter Distanzierungen. Andererseits lassen sich bei den gewaltbereiten Jugendlichen häufig Rechtfertigungsstrategien identifizieren, in denen sie sich als Vollstrecker eines zornigen (ostdeutschen aber vor allem milieuspezifischen) Volkswillens verstehen. *„Anders als von westlichen Beobachtern bisweilen unterstellt, sind die Wirkzonen des sozialen Nahbereichs bei rechtsextremistisch eingestellten oder gewaltbereiten Jugendlichen in den neuen Bundesländern keineswegs brüchig oder gestört. Es läßt sich beispielsweise zeigen, daß das emotionale Einverständnis mit den Eltern und die Familienbeziehungen gerade*

bei diesen Jugendlichen in der Tendenz besser funktionieren als bei anderen“ (ebd.). Klinger registriert dann auch in der passiven Akzeptanz Anzeichen der beschriebenen persistenten Skepsis gegenüber dem staatlichen Gewaltmonopol.⁹⁴ (ebd.)

Gewalt trägt demnach auch instrumentellen, pragmatischen Charakter und wird von den Jugendlichen als letztes Mittel begriffen, die bisherige Normalität des Lebens, des „Denkens wie üblich“ zu bewahren und die Gefährdung des bisherigen milieuspezifischen Lebensstils zu verhindern sowie die zunehmende Konkurrenz um Arbeitsplätze einzudämmen. Die Fremden, die Ausländer, sind die materialisierte Bedrohung einer (scheinbar) geordneten heilen Welt, (vgl. Peters, 27; Anselm, 148) die nur mit Gewalt (denn die da oben tun ja nichts) vertrieben werden können. Für die instrumentelle Begründung von Gewalt gegen Fremde sind nicht zuletzt die o.a. Feststellungen über das spezifische Mißtrauen in die politischen Institutionen und die (westdeutsche) Demokratieperformance bei einem Großteil der Jugendlichen in den neuen Bundesländern verantwortlich zu machen.⁹⁵ Die Jugendlichen begreifen sich mit den anderen Mitgliedern ihrer unmittelbaren sozialen Umgebung, die sie mit d e r ostdeutschen Gesellschaft gleichsetzen, als einer Meinung. Bei genauer Betrachtung der Eskalationswelle fremdenfeindlicher Gewalt in den Jahren 1992/1993 zeigt sich dann auch, daß die politischen Institutionen meist versagt haben, und statt dessen das Wort der Straße galt und sich in den verschiedensten Varianten der Gewalt besonders offensichtlich gegen “Andere” Fremde (Aussiedler, Asylanten) artikulierte.

Bei der Wahl der Opfer sind also besonders jene Fremden attraktiv, deren Verfolgung relativ geringe Strafen erwarten läßt oder von denen Strafanzeigen kaum zu erwarten sind, was aber wiederum vom jeweiligen lokalen und situativen Kontext abhängig ist. *„Die Schwulenticker hielten ihre Opfer für überhaupt nicht gefährlich - die würden ja nicht zur Polizei gehen oder zurückschlagen. Die sozialen Strafen für solche Taten waren leicht und unwirksam.“ (Nieuwets, 160)*

⁹⁴ Markus sieht in der Verachtung der institutionellen Demokratie, der etablierten Politik, eine Gemeinsamkeit zwischen linken und rechten Gewalttätern in den neuen Bundesländern (vgl. Markus 1994, 157). Dieser in weiten Teilen der ostdeutschen Bevölkerung fortlebende Antistaatseffekt ist meines Erachtens ebenfalls ein wichtiges Erklärungsmoment für die nur geringe Ächtung der fremdenfeindlichen Exzesse in den Kreisen derer, die keineswegs über xenophobische Einstellungsmuster verfügen und die die Erscheinungsformen fremdenfeindlicher Gewalt letztendlich auf eine Versagen des Staates zurückführen.

⁹⁵ So weist Schmidtchen in seiner Studie darauf hin, daß ostdeutsche Jugendliche vergleichsweise häufiger (9 Prozent) das Item „Aus gegebenem Anlaß Randalen machen, damit Politiker aufwachen“ präferieren als ihre westdeutschen Generationskollegen (5 Prozent) (vgl. Schmidtchen, 298).

Diese Erklärung kann auch generell für die fremdenfeindliche Gewaltwelle in den Jahren 1992 und 1993 geltend gemacht werden: es war nur wenig zu befürchten. Zusätzlich befördert wurde diese Situation durch die Medien, die wesentlich zum explosionsartigen Anstieg fremdenfeindlicher Straftaten beitrugen, so daß derartige Ausschreitungen und Exzesse nicht selten als ein „*medienverstärktes „Fest“ erlebt wurden, als rauschhaft - populistische Lynchsituation mit anfeuernden Zurufen der umherstehenden Zuschauer, Nachbarn, Anwohner*“ (Priester, 185). Gewalt wurde zum bevorzugten Element der Selbstinszenierung. Die Medien stellen also eine Art „Aufmerksamkeitsprämie“ (vgl. Willems 1994, 222) für Gewaltanwendung bereit und generierten bei nicht wenigen jugendlichen Gewalttätern ein Gefühl kollektiver Bedeutsamkeit. Dadurch wurde die bereits zitierte Intention für fremdenfeindliche Gewalttat: die Suche nach Action, Abenteuer und Außeralltäglichkeit zusätzlich überhöht. „*Die Planung des gemeinsamen Brandanschlags wird zum gemeinsamen Abenteuer, das Gelingen zum heldenhaften Sieg, zur Selbstbestätigung und zum Fest.*“ (Willems 1993, 191)

Lüdemann verweist in diesem Kontext auch noch auf die rationalen Momente des gewalttätigen Handelns in der Masse hin, die auch jene Menschen gewalttätig werden läßt, die allein nie so gehandelt hätten. Die individuelle Gefahr späterer Sanktionierung/Strafverfolgung scheint für derartig inspirierte Gewalttäter durch die Tatsache nur einer von vielen zu sein, stark zurückgesetzt (Lüdemann, 362 ff.).

Mit der konsequenteren Strafverfolgung gingen zumindest die registrierten Straftaten gegen Ausländer und Asylanten seitdem scheinbar zurück. Andererseits könnte hier auch der Umstand geltend gemacht werden, daß in den neuen Bundesländern, die nach sichtbaren Merkmalen konstruierten Fremden auch deswegen seltener Opfer von Gewalt werden, weil sie kaum noch vorhanden sind. Der "Erfolg" der gewalttätigen Jugendlichen als „policy maker“ (Merlen/Otto 1993, 25) verdeutlicht sich bei einem Blick auf das Bundesland Brandenburg, das eine erhebliche Verringerung der Anzahl der Asylbewerber von mehr als 33000 Asylbewerbern im Jahre 1992 auf 8752 (!) im Jahre 1994 zu verzeichnen hat. Generell sind die Zahlen an registrierten Ausländern in den neuen Bundesländern seit 1989 (Ausländeranteil an der Bevölkerung: 1,2 %) zurück-

gegangen und lagen 1992 bei 190 000 (Ausländeranteil an der Bevölkerung: 0,75 %), was nur etwa einem Zehntel des westdeutschen Anteils entsprach (Erb 1995, 39; Priester, 197).

Die offensichtliche Verringerung des Ausländeranteils ist deshalb als letztes Mittel zur Deeskalation der fremdenfeindlichen Gewalt zu begreifen und ein unmittelbares Ergebnis der Gewaltwelle in den Jahren 1991-1993. Auch wenn die Schwäche des staatlichen Gewaltmonopols als eine Ursache für die fremdenfeindliche Gewaltwelle heute nicht mehr in diesem Maße gegeben ist, die Erfolge der instrumentellen Gewalt gegen Fremde waren nicht nur entscheidend für die Diffusion und Eskalation von Gewalt im genannten Zeitraum (Willems 1997, 424), sondern sie verstärkten bzw. bestätigten einmal mehr die o.a. ambivalenten Demokratievorstellungen, die die Anwendung von Gewalt letztlich als probates Mittel zur Durchsetzung von politischen Zielen begreifen. Eine weitere Erklärungsdimension eröffnet sich unter Verweis auf die in Ostdeutschland kollektiv wahrgenommene zugehörige Nichtzugehörigkeit bzw. Selbstexklusion. Die materialisierte Intoleranz bietet sich daher auch Mittel an, um seine Nichtzugehörigkeit zur toleranten und liberalen („Multikulti-„)Bundesrepublik zu demonstrieren. Hier wirken Traditionen fort, die bereits teilweise in der DDR die Entstehung eines rechtsradikalen und fremdenfeindlichen Potentials wesentlich beeinflussten.

7.2.6. Zum subkulturellen Kontext

Die Existenz fremdenfeindlicher bzw. rechtsextremer Subkulturen in den neuen Bundesländern kann schon auf eine gewisse Traditionhaftigkeit verweisen, deren signifikante Vertreter (Skinheads, Hooligans, Faschos) noch zu DDR-Zeiten nicht nur die Rolle des Bürgerschrecks spielten.

„In militanter Weise wurden gesellschaftlich engagierte Bürger, Angehörige bewaffneter Organe als Träger der verhassten Macht und Personen, die Skinheads als ‘undeutsch’ und ‘unwert’ ansehen, angegriffen und bedroht. Hierzu zählten nicht nur andere subkulturelle Gruppen wie Punks oder Grufties und Mitglieder alternativer, gewaltfreier Gruppen, sondern auch Homosexuelle, schon frühere bereits in der DDR

lebende Ausländer, vor allem Polen, Afrikaner und Vietnamesen, sowie Juden. Gerade bei den letzten beiden Gruppen zeigt sich, daß der Rechtsextremismus sich nie an der realen Gefahr oder an der realen Größe einer vermeintlichen Bedrohung orientierte, sondern Sündenböcke ...gerade bei den schwach vertretenen, gesellschaftlich gar nicht ins Gewicht fallenden Menschen sucht.“ (Priester, 196)

Diese rechte und fremdenfeindlich inspirierte Gegenkultur zur offiziellen antifaschistischen/internationalistischen Doktrin findet heute ihre Fortsetzung in den verschiedenen xenophoben Subkulturen gegen die demokratischen/multiethnischen Strukturen westdeutscher Performanz. Insoweit lebt auch hier der Anti-Staatseffekt weiter, gewinnt für die Jugendlichen an Plausibilität und erklärt die Resistenz entsprechender Phänomene in den neuen Bundesländern und die allgemeine Tendenz des „rechts seins“, was im allgemeinen Verständnis der Jugendlichen bedeutet, „gegen Ausländer, gegen Linke, für Deutschland zu sein und Juden abzulehnen“ (Wagner, Bernd, 92). In diesem Verständnis handelt es sich um jugendliche Gegenkulturen, insofern sie die herrschenden (westdeutschen, demokratischen) Institutionen nicht anerkennen.

Die besondere Brisanz der fremdenfeindlichen bzw. rechten Subkultur im Kontext von Jugendkulturen (von festen Kameradschaft bis zu eher losen Gesellungen⁹⁶) liegt trotz ihrer Heterogenität in deren Langlebigkeit und der damit verbundenen Traditionshaftigkeit begründet. Die Wurzeln rechtsextremer Jugendbewegung liegen zum einen in der vergangenen Gesellschaft selbst (verordneter Antifaschismus und Verlagerung der Schuldproblematik auf den Westen bis hin zur Integration ehemaliger Mitläufer des Naziregimes in der Blockpartei NDPD), zum anderen in dem beschriebenen gegenkulturellen Charakter, der nicht zuletzt durch Entdeckung und Import der Skinheadkultur ab Mitte der achtziger Jahre einen enormen Schub erfuhr. Rechte und nationalsozialistische Einstellungsmuster lebten so unter der gesellschaftlichen Oberfläche weiter und haben wie erwähnt ihren alternativen Charakter auch in den demokratischen Strukturen keineswegs verloren. Diese rechten Jugendgruppen⁹⁷ sind unter Rekurs auf die besonderer Relevanz der Sozialisation in den peer-groups der Jugendlichen deshalb von be-

⁹⁶ Für eine genaue Typologie siehe Wagner, Bernd, 92 ff.

⁹⁷ Der Terminus rechte Jugendgruppen soll alle Gesellungen zusammenfassen, die sich hauptsächlich über ihre explizit nationalistischen bis rechtsradikalen Weltbilder definieren. (z.B. rechte Skinheads, rechte Hooligans, Faschos oder andere rechte Jugendparteiungen wie die „Jungen Nationalen“ der NPD)

sonderer Brisanz, weil sie fremdenfeindliche Einstellungsmuster und rechtsextremes Gedankengut bei Jugendlichen teilweise erst hervorbringen bzw. verfestigen.

Derartige Einstellungsmuster äußern sich mit zunehmenden Organisationsgrad jedoch weniger in spontaner Gewalt, sondern verstärkt in der Teilnahme an organisierten Aktionen wie Aufmärschen und anderen öffentlichen Formen zur Präsentation der Stärke der "Bewegung" vor Ort, wie sie sich u.a. in der Etablierung von "national befreiten Zonen" in ostdeutschen Kleinstädten äußert. Dabei vermischen sich in letzter Zeit zunehmend antikapitalistische Denkweisen mit den althergebrachten nationalchauvinistischen Denkmustern. Seidel-Pielen weist zurecht auf das ambivalente Verhältnis hin, das die rechtsradikalen Jugendlichen zur PDS haben, deren sozialistischen Charakter sie meist ablehnen, aber deren „Ostpatriotismus“ und „Antiwestlertum“ sowie deren Forderung: (ost)deutsche Arbeitsplätze zuerst für (Ost)deutsche begeisterte Zustimmung finden (vgl. Seidel-Pielen 1997, 63).

Daß die rechten Organisatoren den Stellenwert einer spezifisch "ostdeutschen Identität" durchaus erkannt haben, zeigt sich in den neueren Tendenzen, die guten Seiten der untergegangenen DDR zu würdigen (fast ausländer- und judenfrei, geringere Kriminalitätsrate etc.). Auch führende NPD-Funktionäre sehen längst in der DDR das bessere Deutschland, das sich gegen „Artüberfremdung“ abgeschottet habe und das „deutsche Erbgut“ reiner erhielt als der kosmopolitische und dekadente Westen (vgl. Herzinger a, 46). Diese Entwicklungen sind generell gegen die etablierte demokratische Ordnung gerichtet und engagierte Zeitzeugen sehen dann auch Tendenzen einer kulturellen Subversion in den neuen Ländern, in der sukzessive und schleichend die gesellschaftliche Werte neu orientiert werden und fast unbemerkt rechte und fremdenfeindliche Vorstellungen alltäglich und normal werden.

„Da ist eine Tendenz, die vom Grundgesetz wegführt. Das macht mir angst“ (zit. nach Augstein, 3)⁹⁸

⁹⁸ Hier ist vor allem Bernd Wagner hervorzuheben, der auf die Gefährlichkeit dieser angesprochenen Entwicklungen hinweist.

8. Zusammenfassung und Erkenntnisgewinn

Die Phase der Jugend in modernen Gesellschaften wurde hier verstanden, als gesellschaftlich determiniertes Moratorium zur Ausbildung einer funktionsfähigen persönlichen Identität (Ich-Wir-Balance) beim Heranwachsenden. Die Überwindung der Phase der „Identitätsdiffusion“ (Erikson) ist unter anderem abhängig von den individuellen Zukunftsperspektiven, die jedoch immer noch entscheidend von den milieuspezifischen Verwirklichungsmöglichkeiten beeinflusst werden.

Diese Phase der Identitätssuche vollzieht sich in den neuen Bundesländern nun in einer spezifischen gesellschaftlichen Situation, die durch vielfältige Widersprüche gekennzeichnet ist und in deren Ergebnis, das Gros der Jugendlichen in den Prozessen der Sozialisation spezifisch ostdeutsche Wertewelten inkorporiert(e), die sich verallgemeinernd in einer gewissen institutionellen Skepsis, in ambivalenten Gleichheits- und Gerechtigkeitsauffassungen und nicht zuletzt in der verbreiteten Angst vor späterer Arbeitslosigkeit und letztlich in einem eher eingengten Zukunftsblick objektivieren. Als grundlegendem Wertekanon einer traditionellen Arbeitsgesellschaft, wie es die DDR war, folgen die Jugendlichen in den neuen Ländern in ihren Lebensorientierungen immer noch mehrheitlich den traditionellen Pflicht- und Leistungswerten aber auch zunehmend den Ethiken des Genusses und wollen das Projekt des „schönen Lebens“ entsprechend ihren individuellen Vorstellungen verwirklichen.

Derartige Lebensorientierungen werden aber auch durch die sichtbaren Konkurrenzkämpfe (u.a. Bildungsinflation in den neuen Ländern) um das knappe Gut „Arbeit“, als notwendige ökonomische Ressource zur Verwirklichung des schönen Lebens im ‘Hier und Jetzt’, aber primär für die ‘Zukunft’ in Frage gestellt. Für die Jugendlichen in den neuen Bundesländern wurde nun wiederum festgestellt, daß sie vergleichsweise länger in der Phase der Identitätssuche sind, was sich hauptsächlich im längeren Verharren in eher kleinen Zukunftsperspektiven („Zukunftsfenster“) offenbart.

Aufgrund der unsicheren Zukunftsperspektiven sind die Jugendlichen prinzipiell eher bereit (im Vergleich zu ihren westdeutschen Alterskollegen), ihr personales Selbst durch außeralltägliche Erlebnisse im ‘Hier und Jetzt’ zu suchen, wobei aufgrund der eingeschränkten Ressourcen vor allem „unerlaubte“, gesellschaftlich geächtete Erleb

nisformen an Attraktivität gewinnen. Dabei ist das Mittel der körperlichen Gewalt besonders attraktiv für identitätssuchende Jugendliche, denn es ermöglicht nicht nur die Reizerfahrung, sondern auch ein Machtgefühl. Es stiftet damit - wenn auch temporär begrenzt - Identität und ist deshalb für einige Jugendliche die ultima ratio zur Verge-wisserung des Selbst.

Für die Selektion des möglichen Opfers bietet die Gesellschaft ein spezifisches Reservat an Gruppen von Menschen an, die am Rand stehen an: die Fremden.

Da wir jedoch aufzeigen konnten, daß das Gros der Jugendlichen in den neuen Ländern sich in erster Linie der ostdeutschen Teilgesellschaft zugehörig fühlt, wird dieses Reservat an potentiellen Gewaltopfern durch das Moment der Zugehörigkeit bzw. Nicht-zugehörigkeit zur ostdeutschen Teilgesellschaft definiert. Wir konnten diesbezüglich feststellen, daß zur traditionellen Randgruppe der "Eigenen" Fremden, die Westdeutschen hinzukamen, während die Randgruppen der "Anderen" Fremden zwar ihren konstruktiven Ursprung in einem gesamtdeutschen kollektiven Gedächtnis haben, aber in der DDR und fortgesetzt in den neuen Bundesländern einem besonderen Verhältnis zu den Einheimischen ausgesetzt waren und durch gesamtgesellschaftliche Konstruktionen (Schein- und Wirtschaftsasylanten) auch nach der „Wende“ immer wieder aktualisiert wurden und werden. Der Umgang mit Fremden in der DDR und in den neuen Ländern kann bis dato als nicht-alltäglich, als unvertraut charakterisiert werden. Auch in der aktuellen Situation werden die Fremden in ihren unterschiedlichsten Facetten als marginalisiert wahrgenommen. Aufgrund dieser Randstellung sind die Fremden generell schwächer positioniert als die Mitglieder der Kerngesellschaft Ostdeutschland und können so besonders leicht zu Opfern von jugendlicher Gewalt werden.

Dies verbindet sich nun mit den idealtypisch gedachten ostdeutschen Identitäten (gelebt vs. inszeniert), die auch in die Fraktionen der Modernisierungsgewinner und Modernisierungsverlierer unterteilt werden können. Für Letztere scheinen nun die 'Anderen' Fremden besonders statusgefährdend, denn der Großteil dieser Bevölkerungsgruppen werden als potentielle Konkurrenten auf dem umkämpften Arbeitsmarkt angesehen. Vor allem die Jugendlichen aus den Kreisen der Modernisierungsverlierer antizipieren die aktuelle und für die Zukunft angenommene Bedrohung durch derartige Gruppen oder sehen sich auch in der materiellen oder sozialen Aufmerksamkeit durch diese

Gruppen benachteiligt. Aufgrund der wahrgenommen unterprivilegierten Situation und der damit korrespondierenden Zugangsbeschränkung zum „Markt der Möglichkeiten“ erfolgt hier häufiger der ostentative Rückgriff auf die bewährten Wir-Bezüge.

Die deutsche Nationalität (nicht zuletzt auch die ostdeutscher Provenienz) als besondere Form der Wir-Identität wird daher von diesen Gruppen besonders oft zur positiven Abgrenzung von anderen Ethnien (von der in-group-Favorisierung bis zur eindeutigen out-group-Abwertung) instrumentalisiert, wodurch sie auch ihren eventuell erhöhten Bedarf nach einer positiven sozialen Identität kompensieren können.

Unter Kenntnis des Sozialisationsprozesses kann davon ausgegangen werden, daß die Heranwachsenden mit den spezifischen Weltbildern auch die entsprechenden Kategorisierungen internalisiert haben. Mit den milieuinternen Codes werden daher auch die Strategien der Inklusion und Exklusion meist unhinterfragt von den Heranwachsenden in die Gruppenzusammenhänge der ungefähr Gleichaltrigen (peers) transferiert und können durch spezifische gruppenspezifische Prozesse in den verschiedenen Gewaltakten eskalieren. Dies hauptsächlich deshalb, weil derartige Gruppenzusammenhänge trotz der oft festgestellten Diffusität, entscheidend durch den jeweiligen lokalen, situativen und internen Kontext (Postulat der Männlichkeit, Langeweile, „policy making“, Erlebnissucht, subkultureller Aspekt und individuelle Identitätssuche) determiniert werden.

Die beschriebenen Interdependenzen, die in unterschiedlicher Intensität das Phänomen der jugendlichen Gewalt gegen Fremde in Ostdeutschland entscheidend generier(t)en, sind nach wie vor so existent.

9. Diskussion und Ausblick

Für die Veränderung der hier aufgezeigten Situation kann es keine Patentrezepte oder ad hoc - Lösungen geben, sondern nur eine Vielzahl ineinander greifender Strategien, die nicht nur auf kurzfristige Lösungen abstellen sollten.

Dennoch sind gewisse Schwerpunkte bei der Verhinderung zukünftiger Eskalationen gegen Fremde unumgänglich. Auf entsprechende Gedankengänge möchte ich im folgenden eingehen, die letztendlich aber ebenfalls keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben:

- die Erweiterung des Zukunftsfenster bei ostdeutschen Jugendlichen
- die sukzessive Involvierung von Fremden in den gesellschaftlichen Alltag der neuen Länder
- Überwindung des Mißtrauens in die demokratischen und institutionellen Strukturen

In der vorliegenden Arbeit wurde vor allem die Diskrepanz zwischen individuellen Zukunftsvorstellungen und den Möglichkeiten der Verwirklichung als kennzeichnend für den Generationszusammenhang der Jugend in den neuen Bundesländern festgestellt.

Für die zukünftige Entwicklung sind die Aussichten auch nicht rosig. Besonders brisant ist diesbezüglich die Feststellung, daß die Zahl der erwerbsfähigen Jugendlichen, die Gruppe der 15 bis 29jährigen in den neuen Ländern zukünftig erheblich anwachsen wird, in den alten Ländern dagegen sinken. Am Ende dieser Expansionsphase im Jahre 2004 wird ein Bevölkerungsanteil der 15 bis 29jährigen bei 21,7 Prozent erwartet, in den alten Ländern wird diese Zahl mit nur 16,7 Prozent deutlich niedriger liegen (vgl. Beyer 1997, 155). Dieser Trend wird bis zum Jahr 2001 auch für die Berufsnachfrage determinierend sein, d.h. die Zahl der Schulabgänger wird sich bis dahin von 190 000 im Jahre 1994 auf nahezu 241 000 erhöhen (vgl. ebenda).

Bei weiterer Persistenz der relativen Perspektivlosigkeit großer Teile der ostdeutschen Jugend ist dennoch ein gewisser Gewöhnungseffekt anzunehmen. Eine Angleichung an die gesellschaftlichen Verhältnisse wie beispielsweise Frankreich, in der schon ganze

Generationen in dem Bewußtsein aufwachsen, in einer vergleichsweise schlechten Ausgangslage zu sein und eigentlich keine Chance zu haben, dieser Zukunft zu entkommen. Die daraus resultierenden Frustrationen entladen sich dann meist sporadisch.

Das Phänomen der jugendlichen Gewalt ist deshalb ohne wirkliche Perspektiven nicht zu verhindern, wohl aber die Wahl der Opfer.

Diesbezüglich sind Strategien zu entwickeln, die den Fremden in den unterschiedlichsten Facetten besser in die ostdeutsche Teilgesellschaft integrieren helfen. In diesem Zusammenhang ist das neu angestrebte Staatsbürgerschaftsrecht ein erster Schritt, der aber nur der Anfang einer umfangreichen Neudefinition des „Deutschseins“ vom ethnischen Abstammungsprinzip (Jus sanguinis) zum für das westliche Staatsbürgerschaften charakteristischen Territorialprinzip (Jus soli) sein kann. Erst durch die Uminterpretation dieses Zentralmythos können Ressentiments gegen Angehörige von out-groups sukzessive überflüssig gemacht werden.

„Wir täten besser daran, mit Mut der Tatsache ins Auge zu blicken, daß die Vorurteile selbst Elemente der Auslegung der sozialen Welt sind und sogar deren Triebfeder ausmachen. Vorurteile sind Rationalisierungen und Instrumentalisierungen des zugrundeliegenden „Zentralmythos“, auf den die Selbstausslegung der Gruppe gegründet ist. Es ist nicht sinnvoll, dem Negerfresser des Südens zu sagen, daß es im biologischen Sinn keine Neger-Rasse gibt.“ (Schütz, 242)

Deshalb ist eine „regionalistische“ Transformation der Identität der Deutschen, die verschiedene deutsche Identitäten allmählich zur Normalität werden läßt, anzustreben. Die Pluralisierung einer nationalen Identität in verschiedene nationale Identitäten, wie sie nicht zuletzt in der Metapher vom „Europa der Regionen“ formuliert wird, ist wahrscheinlich der erfolgsversprechendste Weg, der feststellbaren Renaissance nationaler Identität (vgl. Eder, 391) nicht nur in den neuen Bundesländern zu begegnen. Erste Ansätze zeigen sich auch schon, indem sich eben auch die dortigen Jugendlichen zunehmend über ihre jeweilige lokale Verortung definieren.

Dennoch besteht die gemeinsamkeitsstiftende Idee „ostdeutsche Identität“ fort, sobald der Westen ins Spiel kommt. Diese kollektive Identität hat aber durchaus auch positiv Züge, denn sie könnte in ihrer Funktion als gemeinsamkeitsstiftende Instanz eben auch als Organisator gegen die schleichende Unterwanderung der demokratischen Strukturen

und den vielerorts feststellbaren Fatalismus gegenüber den fremdenfeindlichen Tendenzen wirken. Bernd Wagner spricht in diesem Zusammenhang von einer notwendigen Vernetzung im zivilgesellschaftlichen Bereich, mittels derer verhindert werden könne, daß die wachsende Unterwanderung der demokratischen Strukturen und die von rechten Parteiungen angestrebte, fast unbemerkt verlaufende Infiltrierung der ostdeutschen Teilgesellschaft mit fremdenfeindlichen und nazistischem Gedankengut weiter voranschreitet. (vgl. Augstein, 3)

Voraussetzung für derartige Ziele ist vor allem der Abbau von Anti-Staatshaltung und Mißtrauen bzw. Skepsis gegenüber den politischen und demokratischen Institutionen in weiten Bevölkerungskreisen, nicht nur bei den Jugendlichen in den neuen Bundesländern. Das Fortbestehen der ostdeutschen Teilgesellschaft muß in diesem Zusammenhang als normaler demokratischer Prozeß der Interessendurchsetzung angesehen werden, um somit eine mögliche Verselbständigung und weitere Entfremdung vom Demokratiemodell der alten Bundesrepublik auszuschließen.

Zudem müssen auch Wege gefunden werden, die beispielsweise Ausländer intensiver in den jeweiligen lokalen Kontext einschließen, durch die kulturelle Integration, d.h. nicht nur durch einseitige Pflege des jeweiligen lokalen Brauchtums, sondern eben auch durch Involvierung des „fremden“ Kulturguts. Diese Prozesse müssen einhergehen mit der notwendigen Überwindung des kaum vorhandenen Anteils an Ausländern in den neuen Bundesländern. Hierfür müßten regionalspezifische Strategien entwickelt werden, um so eine alltägliche Auseinandersetzung zu ermöglichen.

In diesem Kontext ist auch eine sensible Veränderung der Medienberichterstattung nötig, die nicht nur den eigenen Fokus bedient und die Situation in den alten Bundesländern als Vergleichsmodell nahelegt, sondern auch wieder auf die ehemaligen 'Bruderländer' und deren Situation einschwenkt

Gleichzeitig sind aber auch diejenigen Diskurse in der Öffentlichkeit der alten Bundesländer mehr als fragwürdig, die den Status als Einwanderungsland mit rationalem Nutzen-Kosten-Kalkül begründen und auch so für die Zukunft statuieren wollen. Argumente, die auf deren möglichen Beitrag zur Ausgleichung des negativen Bevölkerungswachstums, auf die Funktion der bisher in der Bundesrepublik ansässigen Ausländer als wichtige Steuerzahler usw. hinweisen, sind insoweit höchst inhuman, als sie Menschen *ausschließlich* nach ihrem wirtschaftlichen Nutzen bewerten. Solche Argu-

mentationen erzeugen gerade in den östlichen Landesteilen das Gegenteil von dem, was sie zu erreichen glauben. Ein vergleichender Blick in ein westdeutsches und ein ostdeutsches Schnellrestaurant verdeutlicht sehr schnell die hier angesprochene Problematik..

Noch ein Wort zu den westdeutschen Entwicklungen: Das weiter o.a. Beispiel des idealtypischen Ruhrgebiets ist eben nicht die Bundesrepublik, und man sollte daran denken, daß auch die alte Bundesrepublik in ihrem demokratischen und nationalen Selbstverständnis doch noch immer in Abhängigkeit nach Regionen, Stadt oder Land stark variiert und wirkliche Bewährungsproben der „Schönwetterdemokratie“ bisher weitestgehend ausblieben. Zweifelsfrei sind die demokratischen Strukturen stabiler als in den neuen Bundesländern, aber sind sie deshalb schon stabil?

Literaturverzeichnis:

- Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/Main 1973
- Allerbeck, Klaus/Leopold Rosenmayr: Einführung in die Jugendsoziologie, Heidelberg 1976
- Allport, Gordon W.: Die Natur des Vorurteils, Köln 1971
- Anselm, Sigrun: Primäre und sekundäre Motive für jugendliche Gewalttaten, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus rechte Subkultur, Berlin 1994, S.143-154
- Antweiler, Christoph: Ethnozentrismus im interkulturellen Umgang. Theorien und Befunde im Überblick, in: Eckert (Hrsg.) Wiederkehr des „Volksgeistes“ Ethnizität, Konflikt und politisches Bewältigung, Opladen 1998, S.19-82
- Assmann, Aleida: Externalisierung, Internalisierung und kulturelles Gedächtnis, in: Sprondel (Hrsg.) Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion, Frankfurt/Main 1994, S.422-435
- Augstein, Jakob: Der Mann, der zuviel weiß. Eine rechte Kulturrevolution im Osten? in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 278, 2. Dezember 1998, S.3
- Benz, Ute: Noch schonen die Kinder ihre Eltern - Fremdenhaß, was sonst? Ursachen der Gewalt von Jugendlichen in den neuen Ländern, in: Dokumentation der Friedrich-Naumann-Stiftung (Hrsg.) Rechtsextremismus und Gewalt, 1993, S.111-113
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt 1991
- Beyer, Hans-Joachim: Jugend in Ostdeutschland. Befinden, Wünsche, Probleme, Köln 1997
- Blank, Renate: „Ich habe andere Sorgen als Politik“ Qualitative Studie „Jugend '97“, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) Jugend '97: Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen, Opladen 1997, S.33-78
- Bommers, Michael/Albert Scherr: Rechtsextremismus - Ein Angebot für ganz gewöhnliche Jugendliche, in: Mansel (Hrsg.) Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung, Weinheim und München 1992, S.210-227
- Bohnsack Ralf u.a.: Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen, Opladen 1995
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede, Frankfurt/Main 1997

Brück, Wolfgang: Skinheads - Vorboten der Systemkrise, in: Heinemann/Schubarth (Hrsg.) Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder - Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland, Köln, S.37-47

Buchmann, Marlies: Konformität und Abweichung im Jugendalter. Eine empirische Untersuchung zur Biographie- und Identitätsentwicklung und abweichendem Verhalten Jugendlicher, Diessenhofen 1983

Buford, Bill: Geil auf Gewalt. Unter Hooligans, München Wien 1992

de Maupéou-Leplatre, Nicole: Der jugendliche Arbeiter im Betrieb, von Friedeburg (Hrsg.) Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln - Berlin 1969, S.486-498

Dubet, Francois: Die Logik der Jugendgewalt, in: von Trotha (Hrsg.) Soziologie der Gewalt, Sonderheft Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1997 Opladen 1997, S.220-234

Ebeling, Hans: Die beschädigte Nation. Identität und Fremdheit in Restdeutschland, Hamburg 1993

Eder, Klaus: Identität und multikulturelle Gesellschaft. Ein neuer deutscher Sonderweg in der Modernisierung Europas, in: Weidenfeld (Hrsg.) Eine Nation - doppelte Geschichte, Köln 1993, S. 381-392

Elias; Norbert: Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt/Main 1987

Elias, Norbert/John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter, Frankfurt 1990

Erb, Rainer: Antisemitismus in der rechten Jugendszene, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus rechte Subkultur, Berlin 1994, S.31-76

Erb, Rainer: Action. Über die Jugendgruppen und rechte Gewalt, in: Lamnek (Hrsg.) Jugend und Gewalt - Devianz und Kriminalität in Ost und West, Opladen 1995, S.39-56

Erikson, Erik H.: Identifikation und Identität, in: von Friedeburg (Hrsg.) Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln - Berlin 1969, S.277-287

Fischer, Arthur: Engagement und Politik, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) Jugend '97: Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen, Opladen 1997, S.303-341

Friedrich, Walter/Peter Förster: Politische Orientierungen ostdeutscher Jugendlicher, in: Sydow (Hrsg.) Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands, Opladen 1997, S.18-73

Fritsche, Yvonne: Jugendkulturen und Freizeitpräferenzen. Rückzug vom Politischen, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) Jugend '97: Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen, Opladen 1997, S.343-377

Fuchs, Werner u.a.: Wörterbuch der Soziologie, Opladen 1988

Geißler, Rainer: Neue Strukturen der sozialen Ungleichheit im vereinten Deutschland, in: Hettlage/Lenz (Hrsg.) Deutschland nach der Wende, München 1995, S.119-139

Grau, Günter: Was ist eigentlich mit uns passiert? Über die Ursachen von Gewalt gegenüber Schwulen in der ehemaligen DDR, in: Senatsverwaltung für Jugend und Familie (Hrsg.) Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation, Berlin 1992, S.171-182

Graumann, Carl-Friedrich: Die Erfahrung des Fremden: Lockung und Bedrohung, in: Mummendey/Simon (Hrsg.) Identität und Verschiedenheit - Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften, Bern 1997, S.39-62

Greiffenhagen, Martin/Sylvia Greiffenhagen: Eine Nation - Zwei politische Kulturen, in: Weidenfeld (Hrsg.) Eine Nation - doppelte Geschichte, Köln 1993, S.29-45

Griese, Hartmut, M.: Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien - Eine Einführung, Weinheim 1977

Hahn, Alois: „Partizipative“ Identitäten, in: Münkler (Hrsg.) Furcht und Faszination - Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S.115-158

Hahn, Alois: Die soziale Konstruktion des Fremden, in: Sprondel (Hrsg.) Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion, Frankfurt/Main 1994

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis, Frankfurt/Main 1988

Hartung, Klaus: Aufbruch ins Zentrum, in: DIE ZEIT Nr.38, 10.09.1998, S.49

Häuser, Iris: Gegenidentitäten - Studien zur DDR-Gesellschaft, Band III, Münster 1996

Heller, Peter/Catrin Fischer: Jugendarbeitslosigkeit in den neuen Ländern, in: Sydow (Hrsg.) Entwicklung und Sozialisation von Jugendlichen vor und nach der Vereinigung Deutschlands, Opladen 1997, S.76-113

Hettlage, Robert: Identitätsmanagement, in: Weltrends e.V und Institut Zachodny Poznan (Hrsg.) Identitäten in Europa. Wandel und Inszenierung kollektiver Zugehörigkeiten, Berlin 1997, S.7-23

Hettlage, Robert/Karl Lenz: Zusammenwachsen - Zusammen wachsen. Integrationsprobleme im vereinten Deutschland, in: Hettlage/Lenz (Hrsg.) Deutschland nach der Wende, München 1995, S.11-16

Heitmeyer, Wilhelm: Die Widerspiegelung von Modernisierungsprozessen im Rechtsextremismus, in: Heinemann/ Schubarth (Hrsg.) Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder - Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland, Köln 1992 b, S.100-115

Heitmeyer, Wilhelm u.a.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher, Weinheim München 1992 a

Herzinger, Richard a: Das ungewisse Etwas, in: DIE ZEIT, 8. Oktober 1998, Nr. 42, S.65-66

Herzinger, Richard b: Die Büchse der Pandora - Die Wiederauflage des Fassbinder-Streits und die neueste Stimmung im Osten, in: DIE ZEIT, 10. September 1998, Nr.38, S.45-46

Heß, Ulrike: Fremdenfeindliche Gewalt in Deutschland, München Wien 1996

Hofmann, Lutz: Das deutsche Volk und seine Feinde. Die völkische Droge, Köln 1994

Hradil, Stefan: Überholen ohne Einzuholen? Chancen subjektiver Modernisierung in Ostdeutschland, in: Kollmorgen u.a. (Hrsg.) Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland, Opladen 1996, S.55-79

Inhetveen, Katharina: Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten, in: von Trotha (Hrsg.) Soziologie der Gewalt, Sonderheft Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1997 Opladen 1997, S.235-260

Junge, Matthias: Forever young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland. Opladen 1995

Kapitza, Arne: Verlegerische Konzentration und redaktionelle „Ostalgie“: Die Printmedien, in: Czada/Lehmbruch (Hrsg.) Transformationspfade in Ostdeutschland - Beiträge zur sektoralen Vereinigungspolitik, Frankfurt/Main 1998, S.241-266

Kersten, Joachim: Feindbildkonstruktionen und Gewalthandlungen bei Gruppierungen junger Männer, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus rechte Subkultur, Berlin 1994, S.125-142

Kersten, Joachim: Männlichkeitsdarstellungen in Jugendgangs. Kulturvergleichende Betrachtungen zum Thema: Jugend und Gewalt, in: Otto/Merten (Hrsg.) Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland, Bonn 1993, S.227-236

Klinger, Fred: Soziale Konflikte und offene Gewalt. Die Herausforderungen des Transformationsprozesses in den neuen Bundesländern, in: Dokumentation der Friedrich-Naumann-Stiftung (Hrsg.) Rechtsextremismus und Gewalt, 1993, S.70-77

Korte, Karl-Rudolf: Einheitsalltag: Wahrheitssuche mit den Mitteln der Sprache, in: Weidenfeld (Hrsg.) Eine Nation - doppelte Geschichte, Köln 1993, S.321-336

Kühnel, Wolfgang: Die Forschungssituation zu Gewaltphänomen und Gewaltentstehung bei Jugendlichen, in: Informationszentrum Sozialwissenschaft der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (Hrsg.) Jugend und Gewalt: Sozialwissenschaftliche Diskussion und Handlungsansätze, Bonn 1995, S.9-42

Kühnel, Wolfgang: Gewalt durch Jugendliche im Osten Deutschlands. Versuch einer Ursachen und Bedingungsanalyse, in: Otto/Merten (Hrsg.) Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland - Jugend im gesellschaftlichen Umbruch Opladen 1993, S.237-246

Kuhnke, Ralf: Gewalttätige Jugendliche im Raum Leipzig. Ergebnisse einer Längsschnittstudie im Raum Leipzig, in: Lamnek (Hrsg.) Jugend und Gewalt - Devianz und Kriminalität in Ost und West, Opladen 1995, S.155-170

Kuhnke, Ralf: Der gesellschaftliche Umbruch und seine Folgen für die Befindlichkeit, Identität und Verhaltensorientierung, in: Deutsches Jugendinstitut (DJI) (Hrsg.) Cool bleiben - erwachsen werden im Osten - Ergebnisse der Leipziger Längsschnittstudie 1, München 1994 a, S.31-78

Kuhnke, Ralf: Gewalttätige Jugendliche, in: Deutsches Jugendinstitut (DJI) (Hrsg.) Cool bleiben - erwachsen werden im Osten - Ergebnisse der Leipziger Längsschnittstudie 1, München 1994 b, S.165-186

Kurt, Ronald: Die Nation ohne Eigenschaften, in: Danckwortt/Hepp (Hrsg.) Von Grenzen und Ausgrenzung, Interdisziplinäre Beiträge zu den Themen Migration, Minderheiten und Fremdenfeindlichkeit, Marburg 1997, S.309-312

Kury, Helmut/Joachim Obergfell-Fuchs: Kriminalität Jugendlicher in Ost und West - Auswirkungen gesellschaftlicher Umwälzungen auf psychisches Erleben und Einstellungen, in: Lamnek (Hrsg.) Jugend und Gewalt - Devianz und Kriminalität in Ost und West, Opladen 1995, S.291-316

Lau, Thomas/ Hans-Georg Soeffner: Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus - Anmerkungen zu einem Problem moderner Gesellschaften, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus - rechte Subkultur, Berlin 1994, S.15-30

Lederer, Gerda: Autoritarismus unter Jugendlichen in der ehemaligen DDR. in: Deutschland Archiv, Zeitschrift für das vereinigte Deutschland, 1991, S.587-596

Lenz, Karl: Die „zweite“ Generation der DDR auf dem Weg in eine andere Gesellschaft nach der Wende, in: Hettlage/Lenz (Hrsg.) Deutschland nach der Wende, München 1995, S.194-219

Lenz, Karl: Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen, Frankfurt/Main New York 1986

Lepsius, Rainer: Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozialgeschichte der DDR, in: Kaebler/Kocka/Zwahr (Hrsg.) Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994

Lillig, Thomas/Beatrice Mack/Erik Nater/Barbara Rheinbay: Deutschland im Einigungsprozeß. Ein Literaturbericht, in: Weidenfeld (Hrsg.) Eine Nation - doppelte Geschichte, Köln 1993, S.337-366

List, Elisabeth: Wirklich ist, was weh tut. Schmerz als Selbsterfahrung und als Instrument der Welterrichtung, Kuckuck 2/96 S.4-8

Luckmann, Thomas: Zur gesellschaftlichen Ausbildung persönlicher Identität, in: Weidenfeld (Hrsg.) Eine Nation - doppelte Geschichte, Köln 1993, S.369-380

Lüdemann, Christian: Fremdenfeindliche Gewalt und Lichterketten. Kollektives Handeln und „Rational Choice“, in: Lederer/Schmidt (Hrsg.) Autoritarismus und Gesellschaft. Trendanalysen und vergleichende Jugenduntersuchungen 1945-1993, Opladen 1995, S.355-376

Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen, in: von Friedeburg (Hrsg.) Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln - Berlin 1969, S.23-48

Markefka, Manfred: Vorurteile. Minderheiten. Diskriminierung, Berlin 1995

Markus, Uwe: Wie 'recht' und wie 'links' sind gewaltbereite ostdeutsche Jugendliche, in: Lamnek (Hrsg.) Jugend und Gewalt, Devianz und Kriminalität in Ost und West, Opladen 1995, S.75-80

Markus, Uwe: „Immer cool bleiben...“ Jugendgewalt in Ostdeutschland, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus rechte Subkultur, Berlin 1994, S.155-164

Meulemann, Heiner: Die Implosion einer staatlich verordneten Moral, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 3, Jg. 50, 1998, S.411-441

Mitscherlich, Alexander: Pubertät und Tradition, in: von Friedeburg (Hrsg.) Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln - Berlin 1969, S.288-307

Mörth, Ingo: Alltagsweltliche Sinnstiftung und Lebensführung von Jugendlichen - Theoretische Notizen und einige empirische Hinweise aus der Sicht Österreichs, in: Vester (Hrsg.) Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven, Weinheim und München 1991, S.335-378

Müller, Hans-Peter: Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt/Main 1992

Münchmeier, Richard: Die Lebenslage junger Menschen, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) Jugend '97: Zukunftsperspektiven, Gesellschaftliches Engagement, Politische Orientierungen, Opladen 1997, S.277-301

Münkler, Herfried/Bernd Ladwig: Dimensionen der Fremdheit, in: Münkler (Hrsg.) Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S.11-44

Mummendey, Amélie/Bernd Simon: Nationale Identifikation und die Abwertung von Fremdgruppen, in: Mummendey/Simon (Hrsg.) Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften, Bern 1997, S. 175-193

Naimark, Norman, M: Sowjetische Streitkräfte in Deutschland, in: Voigt/Merten (Hrsg.) Minderheiten in und Übersiedler aus der DDR, Berlin 1992 S.101-116

Nassehi, Armin: Der Fremde als Vertrauter, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Opladen 1995, S.443-460

Neckel, Sieghard: Die ostdeutsche Doxa der Demokratie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Opladen 1995, S.658-680

Nedelmann, Birgitta: Gewaltsoziologie am Scheideweg, in: von Trotha (Hrsg.) Soziologie der Gewalt, Sonderheft Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1997 Opladen 1997, S.59-85

Neef, Rainer/Uta Schäfer: Zusammenleben und Auseinanderleben. Veränderungen sozialer Lagen und Beziehungen in Ostdeutschland, in: Häußermann/Neef (Hrsg.) Stadtentwicklung in Ostdeutschland, Opladen 1996, S.49-83

Nieuwets, Peter: Faszination, Furcht und Phobie, in: Senatsverwaltung für Jugend und Familie (Hrsg.) Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation, Berlin 1992, S.153-170

Nolteernsting, Elke: Jugend. Freizeit. Gesellschaft. Der Einfluß gesellschaftlicher Modernisierung. Opladen 1998

Nunner-Winkler, Gertrud: Identitätsbildung und Ethnozentrismus aus der Sicht der Sozialpsychologie, in: Eckert (Hrsg.) Wiederkehr des „Volksgeistes“ Ethnizität, Konflikt und politische Bewältigung, Opladen 1998, S.183-192

Oesterreich, Detlef: Leben die häßlichen Deutschen im Osten? Vergleich von Ost- und Westberliner Jugendlichen, in: Otto/Merten (Hrsg.) Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland Jugend im gesellschaftlichen Umbruch, Opladen 1993, S.182-188

Ohder, Claudius: Gewalt durch Gruppen Jugendlicher - Eine empirische Untersuchung am Beispiel Berlins, Berlin 1992

Peters, Helge: Da werden wir empfindlich. Zur Soziologie der Gewalt, in: Lamnek (Hrsg.) Jugend und Gewalt, Devianz und Kriminalität in Ost und West, Opladen 1995, S.25-38

Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation, Stuttgart 1959

Plessner, Helmuth: Gesammelte Schriften, Teil X, Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie, Frankfurt/Main 1985

Priester, Karin: Rassismus und kulturelle Differenz, Münster 1997

Reinshagen, René: Die Jugend und das Andere, in: Danckwortt/Hepp (Hrsg.) Von Grenzen und Ausgrenzung. Interdisziplinäre Beiträge zu den Themen Migration, Minderheiten und Fremdenfeindlichkeit, Marburg 1997, S.281-308

Rieker, Peter: Ethnozentrismus bei jungen Männern. Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus und die Bedingungen ihrer Sozialisation, Weinheim und München 1997

Ritter, Claudia: Identitätspolitik in Ostdeutschland, in: Welttrends e.V und Institut Zachodny Poznan (Hrsg.) Identitäten in Europa Wandel und Inszenierung kollektiver Zugehörigkeiten, Berlin 1997, S.64-78

Schäfers, Bernhard: Soziologie des Jugendalters, Opladen 1998

Scheler, Max: Das Ressentiment im Aufbau der Moralen, Frankfurt/Main 1972

Schlegel, Uta/Hubert Sydow: Die KPSW in den ostdeutschen Sozialwissenschaften und ausgewählte Ergebnisse zur ostdeutschen Jugend, in: Brislinger (Hrsg.) Jugend im Osten. Sozialwissenschaftliche Daten und Kontextwissen aus der DDR sowie den neuen Bundesländern (1969-1995) Berlin 1997, S.77-84

Schluchter, Wolfgang: Institutionen und Mentalitäten. Über die Gleichzeitigkeit des Un- gleichzeitigkeiten oder: Von dem doch nur allmählichen Untergang der DDR, in: Schluchter (Hrsg.) Neubeginn durch Anpassung. Studien zum ostdeutschen Übergang, Frankfurt/Main 1996, S.11-59

Schmidt, Ines: Ausländer in der DDR - Ihre Erfahrungen vor und nach der »Wende«, in: Heinemann/Schubarth (Hrsg.) Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder - Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland, Köln 1992, S.64-76

Schmidtchen, Gerhard: Wie weit ist der Weg nach Deutschland, Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt, Opladen 1997

Schoeck, Helmut: Der Neid und die Gesellschaft, Frankfurt/Main; Berlin 1987

Schubarth, Wilfried: Rechtsextremismus - Subjektive Verarbeitung des Umbruchs? in: Heinemann/Schubarth (Hrsg.) Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland, Köln 1992, S.78-99

Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/Main 1992

Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze II, Studien zur soziologischen Theorie, Den Haag 1972

Segert, Astrid: Sozialstruktur und Milieuerfahrungen, Empirische und theoretische Aspekte des alltagskulturellen Wandels in Ostdeutschland, Opladen 1997

Seidemann, Karl: Gruppe - soziale Grundform der Jugend, Hannover 1970,

Seidel-Pielen, Eberhard: „Deutschland den Deutschen“ - Deutsches Nationalgefühl in Rechten Jugendszenen, in: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Abteilung Arbeits- und Sozialforschung (Hrsg.) Heft Nr.72, Bonn 1997, S.51-64

Seidel-Pielen, Eberhard: Rechtsradikalismus: (k)ein ostdeutsches Jugendphänomen?, in: Otto/Merten (Hrsg.) Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland: Jugend im gesellschaftlichen Umbruch, Bonn 1993, S.365-373

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin 1958

Simmel, Georg: Philosophische Kultur. Gesammelte Essays. Leipzig 1919

Simmel, Georg: Philosophie des Geldes, Berlin 1987

Simon, Bernd/Amélie Mummendey: Selbst, Identität und Gruppe. Eine sozialpsychologische Analyse des Verhältnisses von Individuum und Gruppe, in: Mummendey/ Simon (Hrsg.) Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften, Bern 1997, S.11-38

Simon, Titus: Raufhändel und Randalen. Eine sozialgeschichtliche Analyse aggressiver Jugendkulturen und pädagogischer Bemühungen von 1880 bis 1995, Wiesbaden 1995

Soeffner, Hans-Georg: Noch einmal die „verspätete Nation“?, in: Gutzen/Herget/Jakobsen (Hrsg.) Transatlantische Partnerschaft. Kulturelle Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen, Bonn Berlin 1992, S.107-130

Soeffner, Hans-Georg/Ronald Hitzler: Qualitatives Vorgehen - „Interpretation“, in: Soeffner (Hrsg.) Auslegung des Alltags - Der Alltag der Auslegung, Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Frankfurt/Main 1989, S.98-133

Spülbeck, Susanne: Ordnung und Angst. Russische Juden aus der Sicht eines ostdeutschen Dorfes nach der Wende, Frankfurt/Main New York 1997

Stenger, Horst: Deutungsmuster der Fremdheit: in: Münkler (Hrsg.) Furcht und Faszination - Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S.159-221

Stichweh, Rudolf: Soziologie der Indifferenz, in: Münkler (Hrsg.) Furcht und Faszination - Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S.45-64

Tenbruck, Friedrich H.: Moderne Jugend als soziale Gruppe, in: von Friedeburg (Hrsg.) Jugend in der modernen Gesellschaft, Köln - Berlin 1969, S.87-98

Tenbruck, Friedrich H.: Jugend und Gesellschaft, Freiburg 1965

Terwey, Michael: Weltanschauungen junger Menschen in Ost und West, in: Brislinger (Hrsg.) Jugend im Osten. Sozialwissenschaftliche Daten und Kontextwissen aus der DDR sowie den neuen Bundesländern (1969 - 1995) Berlin 1997, S.159-194

von Trotha, Trutz: Zur Soziologie der Gewalt, in: von Trotha (Hrsg.) Soziologie der Gewalt, Sonderheft Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37/1997 Opladen 1997, S.9 - 56

Wagner, Bernd: Gewaltaktivitäten und „autonome“ rechtsextrem-orientierte Strukturen in den neuen Bundesländern, in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus und rechte Subkultur, Berlin 1994, S.77-97

Wagner, Ulrich: Eine sozialpsychologische Analyse von Intergruppenbeziehungen, Göttingen 1994

Wagner, Wolf: Kulturschock Deutschland, Hamburg 1996

Waldenfels, Bernhard: Phänomenologie des Eigenen und des Fremden, in: Münkler (Hrsg.) Furcht und Faszination - Facetten der Fremdheit, Berlin 1997, S.65-83

Wiehn, Erhard Roy: Soziale Randgruppen - Mechanismen der Absonderung, in: Becker/Coburn-Staege (Hrsg.) Pädagogik gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt. Weinheim u. Basel 1994

Willems, Helmut: Jugendunruhen und Protestbewegungen - Eine Studie zur Dynamik innergesellschaftlicher Konflikte in vier europäischen Ländern, Opladen 1997

Willems, Helmut: Kollektive Gewalt gegen Fremde: historische Episode oder Genese einer sozialen Bewegung von rechts? in: Bergmann/Erb (Hrsg.) Neonazismus rechte Subkultur, Berlin 1994, S.209-226

Willems, Helmut: Gewalt und Fremdenfeindlichkeit: Anmerkungen zum gegenwärtigen Gewaltdiskurs, in: Otto/Merten (Hrsg.) Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland - Jugend im gesellschaftlichen Umbruch Opladen 1993. S.88-109

Willis, Paul: Jugend - Stile Zur Ästhetik der gemeinsamen Kultur, Hamburg 1991

Woderich, Rudolf: Peripherienbildung und kulturelle Identität, in: Kollmorgen/Reißig/Weiß (Hrsg.) Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland - Empirische Befunde und theoretische Ansätze, Opladen 1996, S.81-101

Woderich, Rudolf: Gelebte und Inszenierte Identitäten in Ostdeutschland, in: Welttrends e.V und Institut Zachodny Poznan (Hrsg.) Identitäten in Europa Wandel und Inszenierung kollektiver Zugehörigkeiten, Berlin 1997, S.79-96

Wroblevsky von, Vincent: Juden in der DDR - eine unheimliche Liebe - in: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.) Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit: Herausforderung für Demokratie, Bonn 1995, S.55-78

Zinnecker, Jürgen u.a.: Jungsein in Deutschland, Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996, Opladen 1996